

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Badener Tagebuch

Berl, Heinrich

Baden-Baden, [1948]

Aus dem Jahre 1937

[urn:nbn:de:bsz:31-408538](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-408538)

AUS DEM JAHRE 1937

DER ROMAN VON BADEN

Vergangenheit und Gegenwart

Der Roman von Baden

Das abgelaufene Jahr 1936 hat uns neben literarischen Niederschlägen — zu denen der Verfasser auch seine eigenen drei Bücher zählen darf 1) — und neben der Neuauflage des Favovrite-Romans nicht weniger als drei Romane über Baden-Baden beschert: von Paul Oskar Höcker: „Paris in Baden-Baden“ 2), von Erika Grupe-Lörcher: „Die Unbekannte von Baden-Baden“ 3), von Otto Flake: „Scherzo“. Der Kriminalroman von Peter Dando: „Der Geheimnisvolle von Baden-Baden“ sei nur am Rande vermerkt.

Ein zufälliges Zusammentreffen? Vielleicht! Vielleicht aber auch mehr: ein Zeichen dafür, daß Baden-Baden wieder einmal auf dem Wege ist, ein literarisches Thema für Europa abzugeben, so wie es einmal im Zeitalter der Romantik, im zweiten französischen und im zweiten deutschen Kaiserreich war.

Im *Zeitalter der Romantik* war es der Niederschlag in der *Poesie*: Matthiesson, Brentano, Schreiber, Schenkendorf, Kerner, Musset u. a. m. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang eine epische Dichtung in zwölf Gesängen: Ph. J. Siebenpfeifer: „Baden-Baden oder Rudolph und Helmina“ (1824), das die Roman-Literatur des Weltbades gleichsam einleitet. Nur ein wirklicher Roman ist uns aus dieser Zeit bekannt: Karl Spindler: „Meister Kleiderleib“ (1842), die Geschichte eines Abenteurers, Max Cäsar Heigls, und einer spanischen Tänzerin, in der sich unschwer die Züge der Lola Montez erkennen lassen. Der Roman, der zum großen Teil von Wilhelm von Chezy geschrieben ist, gibt uns ein gutes Gesellschaftsbild aus der Zeit des Juli-Königtums, wie sie sich in dem Kurort widerspiegelt.

Ganz anders im *zweiten französischen Kaiserreich*. Da erschienen *Prosa*-Bücher in mannigfachster Art, vor allem in

französischer und russischer Sprache: Reiseberichte, Briefe, Memoiren, Romane. An die Stelle des Dichters trat der Schriftsteller — was nach französischen Begriffen kein Rang- und Wertunterschied ist, denn der „écrivain“ ist dem „poète“ zumindest gleichgeordnet. Eine anonym erschienene Chronik nannte sich geradezu „Le Roman de Bade“ (1868).

Französische und russische Romane

Von den französischen und russischen Romanen über Baden-Baden — von denen einige in der „Illustration de Bade“ abgedruckt wurden — sind heute noch in Reclams Universalbibliothek ediert und viel gelesen: Edmond About: „Trente et Quarante“ (1858) 5) und Iwan Turgeniew: „Dym“ (1862) 6). Es gibt auch eine Anzahl englischer Romane, von denen nur William Makepeace „The Newcomes“ (1855) erwähnt sei, die Geschichte einer sehr ehrenwerten neureichen Familie.

Die Romane der fünfziger und sechziger Jahre zeigen gegenüber den lyrischen Ergüssen schon das typische Charakteristikum der herrschenden Prosa: sie sind vor allem *Gesellschaftsschilderungen*, die natürlich bei einem Modebad, das während der Saison die europäische Gesellschaft versammelt, „mundan“ und „mondän“ zugleich sind.

Im Hintergrund stehen Natur und Bürgertum, im Vordergrund Spiel und Aristokratie. Dieses abenteuerliche Spiel der Kontraste zeigt uns zu allererst das Abenteuerliche selbst in seinen wechselnden Masken und Demaskierungen. About, der Mode-Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs, ist elegant und plätschernd, Turgeniew, der Vater des Nihilismus, zynisch und anklagend gegen die Gesellschaft, die sich täglich am grünen Tisch oder unter dem „arbre russe“ versammelt.

Auch Dostojewskijs Roman „Der Spieler“ (1867) 7) hat teilweise Baden-Baden als Hintergrund. Mit der imaginären Stadt „Roulettenburg“ faßt er die oberrheinischen Spielbäder von Baden-Baden bis Wiesbaden und Homburg überhaupt zusammen. Das „Tagebuch“ seiner Gattin gibt uns einen Einblick in die Abgründe seiner Seele.

„Ich bin damals tatsächlich nach Homburg gereist, aber . . . ich war dann auch wieder in Roulettenburg, ich war auch in Spaa, war sogar in Baden, wohin ich als Kammerdiener des Rates Hinze kam, dieses Schuftes, der damals hier mein Herr war . . .“, so lesen wir in den Reminiszenzen über Baden-Baden.

Die deutschen Romane

Aus der Zeit des zweiten deutschen Kaiserreichs gibt es ebenfalls eine ganze Anzahl Romane, die Baden-Baden zum Schauplatz haben. Sie sind zum größten Teil, wie die Namen der Ver-

fasser, verschollen. Und doch verdienen sie zumindest in diesem Zusammenhang Erwähnung.

Da steht gleich am Anfang der Roman der Lady Hamilton, Erbprinzessin von Monaco und spätere Fürstin Festetics: Schmidt-Weissenfels: „Prinzessin Victoria“ (1873). Da steht ferner von J. Dewall: „Der Spielprofessor“ (1877), ein Roman aus Badens Vergangenheit, in dem der Verfasser die Schönheit der Badestadt emphatisch preist: „Nachdem der Herr die Welt erschaffen und mit dem übrigen Reichtum nicht wußte, wohin, da schüttet er ihn kurz entschlossen verschwenderisch über eine einzige Bucht aus, im Osten eines mächtigen Stromes. So entsteht das kleine Eden Baden-Baden.“

Das glanzvolle Fürstentreffen des Jahres 1860 behandelt von Babo in dem Roman „Zwei Kaiser“ (1880), der in Karlsruhe erschien. Die beiden Kaiser sind ein vergehender und ein werdender: Napoleon III. und Wilhelm I. Den Sprung in das Altertum macht ein anderer Karlsruher, Adolf Hausrath, der schon in seinem Roman „Klytia“ die Heidelberger Schloßruine in den Hintergrund gestellt hatte: „Antinous“ (1880), einem Roman aus der Zeit Hadrians. Nicht minder emphatisch als Dewall läßt der Verfasser den Römer Phlegon beim Anblick des Ausoniatales ausrufen: „Laßt uns diesen gottgesegneten Garten nach dem Ebenbild des Herrn ausbauen!“

Aus diesen Jahren stammen auch Dingelstedts „Bade-Mariage“ und Friedrich Spielhagens „An der Heilquelle“, des Verfassers der „Problematischen Naturen“, der bald zur Zielscheibe jenes bekannten Angriffs Julius Harts wurde. Immerhin zählt Spielhagen, neben Paul Heyse und Gustav Freytag, zu den bekanntesten Roman-Autoren, die sich damals im Tal der Oos aufgehalten und es verherrlicht haben.

Endlich ist aus der abschließenden Epoche des alten Kaisers von Julian Drey- „Die Einwilligung“ (1889) zu nennen, die Karl Emil Franzos in der „Deutschen Dichtung“ herausgegeben hat. Die unglückliche Dichterin war eine Verächterin des modernen Mannes, die tragische Konsequenz ihrer Haltung führte sie später in den Selbstmord.

Baden-Baden und die Favorite

Wir sehen dann erst wieder in der *Nachkriegszeit* das Thema des Weltbades in der Roman-Literatur. Edward Stilgebauer, durch seinen Heine-Roman bekannt, schreibt nach Motiven von Eugène Guinot's „L'été à Bade“ den Roman aus Baden-Badens großen Tagen: „Die Königin des Weltbades“ (1921) 8), Otto Flake: „Hortense oder die Rückkehr nach Baden-Baden“ (1933) 9) und Hermann Beutten, als Operetten-Komponist bekannt, gibt dazwischen die beiden Sammelbände heiterer Badegeschichten: „Die Schönen von Baden-Baden“ (1925) 10) und „Die Hochzeits-

reise nach Baden-Baden" 10) heraus. Es sind wirklich reizvolle kleine Geschichten, von vielgelesenen Autoren geschrieben.

Thematisch umkreisen alle neueren Romane und Novellen zwei Zeitalter: die sogenannte „Glanzzeit“ des Weltbades, das zweite französische Kaiserreich, und die unmittelbare Gegenwart. Das Zeitalter der Krinoline und des Sports. Die Demi-monde in der Maske des historischen Kostüms und das Mondäne in der Demaskierung moderner Sachlichkeit. Das Zeitalter des Wagens und des Pferdes und das Zeitalter der Eisenbahn und des Automobils.

Es liegt nun nicht nur im Charakter des Vergangenen, vielmehr auch in der größeren Farbigkeit des Zeitalters, wenn wir in der „Franzosenzeit“ den dankbareren Stoff für den literarischen Roman erkennen müssen. Wir wollen daher abschließend die drei Romane, die dieses Thema aufgreifen, nachher ein wenig genauer betrachten.

Zuvor sei noch bei unserer Uebersicht auf die Romane und Novellen um *Schloß Favorite* hingewiesen, die ja nicht nur aus historischen, vielmehr auch aus landschaftlichen Gründen zu den Romanen über Baden-Baden zählen. Verschiedene wie „Der Schwärmer“ und „Zoraide“ sind verschollen. Hingegen wurde im letzten Jahre L. Haidheims „Schloß Favorite“ 11) in der sechsten Auflage neu herausgebracht. Und Joseph Mérys 1863 in der „Illustration de Bade“ und im „Mercure de Bade“ erschiene Novelle „Le Château de la Favorite et la Princesse Sibylla“ 12) wurde von Alfred Pellon übertragen, ebenso wie die „Nuits de Bade“ und „Les sept Cascades“.

Alle diese Favorite-Romane sind gekennzeichnet durch den Versuch, das rätselhafte Sinnen- und Seelenleben der Gemahlin des Türkenlouis in einer plausibeln psychologischen Deutung des barocken Seelenkontrastes zu erklären, der in der merkwürdigen Grabschrift „Betet für die arme Sünderin Augusta“ in der Rastatter Schloßkirche und noch mehr in dem seltsamen Gegenüber von Lustschloß und Einsiedelei seinen Ausdruck gefunden hat.

Die Markgräfin von Baden eine Sünderin? Sollte die junge Witwe nicht ihre kleinen und großen Affären gehabt haben, für die sie später büßte und sich geißelte?

Die Glanzzeit des Weltbades

Die drei literarisch wertvollsten Romane der Nachkriegszeit, die auch namhafte Autoren haben, sind durch zwei Dinge gekennzeichnet: in ihrem Mittelpunkt stehen drei Frauengestalten und die Atmosphäre, die sie umgibt, wird durch Spiel und Sport gebildet.

Das ist durchaus natürlich: in dieser Gesellschaft des zweiten französischen Kaiserreichs herrscht — nicht nur auf dem Throne

— die Frau. Das Spielerische in jeder Gestalt umgibt sie: Glück, Mode, Tanz, Musik und — Liebe. Das Leben in seiner ganzen Oberfläche und Oberflächlichkeit ist von einer heiteren Leichtigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber dem Ernst des Daseins. Der genießerische Aesthetizismus und Feminismus, der Kult des Schönen, der üppige Glanz des Reichtums, das „Carpe diem“, die überzüchtete Feinschmeckerei in Küche und Keller, der prunkvolle Schmuck aus Gold und Diamanten, das kleine Schloß und der exotische Garten mit allen seinen Geheimnissen des Duftes und der verborgenen Küsse — das alles ist nur der matte Abglanz jenes wahren oder falschen Glanzes im Second-Empire.

Es ist vielleicht wahr, daß sich über diese „heroische“ Epoche Baden-Badens nur ein Roman schreiben läßt. Vielleicht ist es aber auch wahr, daß diese Zeit romanhaft genug ist und daß daher eine Abkonterfeigung genügen würde. Wer weiß es?

Edward Stilgebauer zeigt in seinem Roman „Die Königin des Weltbades“ das romantische Schicksal eines kleinen Mädchens, das durch ein Unglück den Weg zum höchsten Glücke findet. Der Weg von Paris nach London führt über Baden-Baden. Diese Micheline Bonnard ist klug genug zu wissen, daß man als kleine Pariser Schneiderin nur durch eine Vernunftiehe zur Marquise de Châteignier werden kann, und sie hat über alle Berechnung hinweg genug Herz, um den todkranken russischen Maler Tscherkoff trotz aller Mahnung zu ehelichen, um endlich zur Gattin Lord Blight's zu werden, den sie allein von jenem Unglücksfall auf der Pont de la Concorde an wirklich liebt. Sie weiß auch, daß es nicht zwecklos sein kann, einem älteren, gelähmten Herrn die letzten Jahre zu vergolden, wenn dieser in Baden-Baden ein Schloß besitzt und in Holland seine Millionen!

Es ist jedoch keineswegs zu bestreiten, daß Stilgebauer diese ganze groteske Mischung von Armut und Reichtum, Vernunft und Herz, Berechnung und Seele ausgezeichnet gelungen ist, so daß der Charakter Michelines nicht einen Augenblick die Sympathie des Lesers verliert. Dazu ist die Atmosphäre des Weltbades so glanzvoll mit den Geschehnissen und Gestalten verknüpft, daß man darüber das unvermeidliche „Happy end“ ganz vergißt, ja es geradezu selbstverständlich erwartet.

Die beiden anderen Romane führen in den Kreis um die Viardot. Otto Flakes „Hortense oder die Rückkehr nach Baden-Baden“ zeigt uns in Hortense von Wierssen einen vollkommen unsentimentalen Frauentypus. Das achtzehnjährige Mädchen verschwindet kurz vor der Trauung in Oos, kommt bis nach Amerika, wo sie sich verheiratet. Nach dem Tod ihres Gatten kehrt sie mit ihrer Tochter Valentine nach Baden-Baden zurück und mietet sich bei ihrem Vetter Georg von Wierssen ein. Hier

führt sie ein ebenso abwechslungsreiches wie unsentimentales Leben.

Der literarische Wert dieses Romans liegt nicht in diesen seinen Vordergründen, vielmehr in seinen gesellschaftlichen Hintergründen. Flake gibt einen chronikartigen Bericht der sechziger Jahre. Er schildert die Mattineen der Viardot, zeigt den schwärmerischen Turgeniew in ihrer Kunsthalle oder Dostojewskij am Spieltisch, führt Cora Pearl, die grande amoureuse des zweiten Kaiserreichs vor, Frau Mouchanow-Kalergis, die große Wagner-Verehrerin, im Hause Strakoniks, des Zeichners der „Illustration“ wird über Kunst debattiert — Vorbild ist dabei der Maler Puhonny — das musikalisch-literarisch-künstlerische Treiben des Tiergartentales wird in einem glanzvollen Gemälde aus der Vergessenheit beschworen.

Demgegenüber bewegt sich Paul Oskar Höckers „Paris in Baden-Baden“ mehr in der Sphäre des Unterhaltungsromans. Er läßt zwar den Fürstentag 1860 mit Napoleon III. auferstehen, die Iffezheimer Rennen aus der Zeit ihrer Gründung, die Bauspekulanten des Kaiserreichs, den gerissenen Jules Mirès, den Gesang der Viardot — aber hier ist alles nur ornamentales Beiwerk des Romans um die junge Aristokratin Steffi von Berneck, deren Vater ein völlig verarmter Rennstallbesitzer ist und deren Jugendfreund sich vom Bauernjungen zum Architekten heraufgearbeitet hat. Steffi von Berneck läßt sich von der Viardot mit vielen finanziellen Schwierigkeiten zur Sängerin ausbilden, aber nachdem ihr Vater auf der Rennbahn tödlich verunglückt war, endigt sie schließlich doch als glückliche Gattin Ermich Rothärms, des Jugendfreundes und Architekten.

Dem Roman fehlt jede abenteuerliche Perspektive. Er ist auch unbekümmert um die Einführung von Gestalten, die erst später historisch auftauchen — z. B. des Schahs von Persien oder Richard Pohls —, aber er ist, wie alle Romane Höckers, gut geschrieben und fesselnd bis zum Schluß.

1) Heinrich Berl: „Geschichtlicher Führer durch Baden-Baden“, „Ergötzliche Geschichten aus Alt-Baden“, „Baden-Baden im Zeitalter der Romantik“, alle drei bei E. Brockhoff Nachf., Baden-Baden, 1936; 2) Paul Oskar Höcker: „Paris in Baden-Baden“, A. H. Payne, Leipzig, 1936; 3) Erica Grupe-Lörcher: „Die Unbekannte von Baden-Baden“, Willy Sauerberg, Hamburg, 1936; 4) Otto Flake: „Scherzo“, S. Fischer, Berlin, 1936; 5) Edmond About: „In der Spielhölle von Baden-Baden“, Leipzig, Reclams Universalbibliothek No 4465/66; 6) Iwan Turgeniew: „Dunst“, No 1439/40a; 7) F. M. Dostojewskij: „Der Spieler“, Leipzig, Hesse und Becker. In Turgeniews „Visionen“ No 2045 spielt der Gegensatz Paris—Baden-Baden eine mehr imaginäre Rolle; 8) Edward Stilgebauer: „Die Königin des Weltbades“, Gebrüder Enoch, Hamburg, 1921; 9) Otto Flake: „Hor-

tense oder die Rückkehr nach Baden-Baden", S. Fischer, Berlin, 1933; 10) Hermann Beutten: „Die Schönen von Baden-Baden", Berlin, 1925; „Die Hochzeitsreise nach Baden-Baden", ebenda; 11) L. Haidheim: „Schloß Favorite", 6. Aufl., A. Brodesser, Baden-Baden, 1936; Alfred Pellon: „Geheimnisse um die Markgräfin Sibylla" (nach Joseph Méry), E. Brockhoff Nachf., Baden-Baden, 1936.

DIE BADENER HOTELS

Ein kleines Kapitel europäischer Gesellschafts-Geschichte

Fassade und Namen

In den Stadtgeschichtlichen Sammlungen finden wir eine Tafel, die den Titel „*Hotel und Gasthäuser in den 60er Jahren*“ trägt. Zahlreiche Hotels sind in ihrem damaligen Aussehen darauf festgehalten. Unter den Photographien finden wir lauter französische Namen.

Diese Tafel, so einfach sie rein äußerlich wirkt, regt uns an zu einer kleinen soziologischen Betrachtung: zu einem Kapitel europäischer Gesellschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Denn nicht die Fassaden sind daran das Wesentliche, vielmehr die Namen, die uns bedeuten, daß hier einmal die europäische Gesellschaft als formbildende Kraft gewirkt hat.

Vielleicht ist sogar „europäisch“ zu wenig gesagt und wäre „planetarisch“ richtiger: — denn welcher Kontinent sollte fehlen, wenn wir den Menschenstrom betrachten, der sich hinter Fassade und Namen verbirgt? Da es sich jedoch in der Hauptsache um Bestandteile ursprünglich europäischer Kolonialreiche handelt — zu denen nicht nur Amerika und Australien, vielmehr auch Asien und Afrika zählt — mag es bei Europa bleiben.

Manches dieser Hotels hat damals seinen Namen einfach *französiert* — z. B. Stephanie, Hirsch, Bären, Badischer Hof —; manches hat sich umbenannt — z. B. Lamm in Holland-Hotel und Sonne in Petersburger Hof —; manches ist inzwischen als solches eingegangen — z. B. Messmer, Victoria, Regina, Royal, Russischer Hof, Park-Hotel —; manches hat wieder einfache Namen angenommen — z. B. Stadt Paris (Süßes Löchel), Petersburger Hof (Schwarzwaldhof), Französischer Hof (Frankfurter Hof) —; erst in diesen Tagen ist die letzte Spur des Russischen Hofes verschwunden: man liest, obwohl kein Hotel mehr, groß den Namen Luisenhof. Nur das Hotel Bellevue hat seinen französischen Namen beibehalten.

In diesem Wandel der Namen liegt zugleich ein *Strukturwandel der europäischen Gesellschaft* beschlossen: die vorwiegend bürgerlichen Namen werden in der „Franzosenzeit“ international und bewegen sich nach dem Weltkrieg wieder in rückläufiger Tendenz auf das Bürgerliche — soweit sie nicht über-

haupt ein Opfer der Zeit werden. Auch das Eingehen verschiedener großer Hotels ist schließlich ein Ausdruck dieser Rückläufigkeit.

Der Wandel der *Fassade* ist nicht minder Ausdruck dieses Strukturwandels; die einfachen Gasthöfe werden immer riesenhafter und nehmen in Stil und Form ein europäisches Gesicht an, sofern sie nicht erst in dieser Epoche entstanden sind. Der kontinentale Baustil — der z. B. im Typus der Ritz-Hotels seine gültige Ausformung gefunden hat — setzt sich auch hier durch. Der Gasthof wird so buchstäblich erst zum Hotel. Die meisten Hotels erhalten zudem ihre Dependancen als Zeichen ihrer ungehemmten Expansion seit den fünfziger und sechziger Jahren.

Namen lassen sich leichter rückverwandeln als Fassaden. Das ist wohl einer der Hauptgründe dafür, daß verhältnismäßig viele der großen Hotels in Wohn- und Geschäftshäuser umgestaltet wurden: *sie waren ganz einfach zu groß und zu viel geworden*. Eine Vergrößerung war leichter als eine Verkleinerung. Wenn die anderen großen Hotels erhalten bleiben sollten, mußten diese weichen.

Zugleich ist darin vielleicht ein Zeichen dafür zu erkennen, daß der *Zuzug* der Fremden etwa in dem Maße zugenommen, wie der *Zustrom* der Fremden abgenommen hat. Heute will es allerdings erscheinen, daß Zuzug und Zustrom parallel im Wachsen begriffen sind — doch reichen für das Letztere die vorhandenen großen Hotels noch auf lange Sicht aus!

Herberge und Badehaus

Die Geschichte des Badener Hotelwesens reicht weit über fünf Jahrhunderte zurück ins Mittelalter. Es ist bezeichnend, daß damals schon von „Herbergen“ und „Badehäusern“ die Rede ist — worin die Einstellung auf den Fremden- und Kurbetrieb sichtbar zum Ausdruck kommt. Es waren nicht eigentlich „Wirtshäuser“, sondern „Gasthöfe“.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, nach der Regierung des Markgrafen Christoph I. (1475—1527) zählen wir zwölf Badehäuser mit 389 Badekästen, im oberen und unteren Kreise um die Stiftskirche und damit die Ursprungsquelle gelagert. Davon waren zehn zugleich Herbergen. Sie hatten zusammen 372 Badekästen, was für mittelalterliche Verhältnisse einen stattlichen Fremdenverkehr zur Voraussetzung haben mußte. Die fürstlichen Gäste hatten ihr eigenes Fürstenbad. Die Armen der Stadt ihr Armenbad. Die Bürger ihr Bürgerbad usw.

Der Anzahl der Badekästen nach nahmen die zehn Herbergen und Badehäuser folgenden Rang ein:

1. Vogel Greif	72 Badekästen	22 Zimmer
2. Ungemach	60 "	26 "
3. Salmen	58 "	15 "
4. Spieß	34 "	6 "
5. Kühler Brunnen	32 "	5 "
6. Roter Löwen	32 "	6 "
7. Baldreit	30 "	15 "
8. Engel	20 "	4 "
9. Ochsen	18 "	7 "
10. Sonne	16 "	4 "

Zusammen: 372 Badekästen 110 Zimmer

Jede dieser Herbergen hatte natürlich noch ihre entsprechende Anzahl Schlafräume. Man wird also den Umfang der Räume für die Fremden auf zirka 200 schätzen dürfen — eine Anzahl, die heute in manchem großen Hotel zu finden ist, die aber doch für damals recht erheblich ist. Der „Ungemach“ mit seinen 26 Zimmern war zugleich der eleganteste Gasthof. Nächst dem kam im qualitativen Rang der „Salmen“ und der „Baldreit“.

Auf Merians bekannter *Topographie vom Jahre 1643* finden wir als Herbergen verzeichnet: „Ochsen“, „Baldreit“, „Ungemach“, „Kühler Brunnen“, „Vogel Greif“, „Salmen“. Es ist also anzunehmen, daß sie in den Jahrzehnten vor dem großen Brand die bekanntesten waren. Neben dem Ooser Tor erblicken wir ein stattliches Gebäude, in dem wohl mit Recht der „Hirsch“ vermutet wird.

Aus dem großen Brand 1689 sind nur der „Baldreit“, „Hirsch“ und „Salmen“ einigermaßen unversehrt übrig geblieben. Der „Baldreit“ steht heute nahezu verwaist in einem Winkel der Altstadt, der „Salmen“, der sich an der Stelle des Augustabades befand — und nicht mit dem heutigen „Salmen“ verwechselt werden darf — wurde beim Bau des Bades abgerissen. Als ältestes Hotel am Platze steht daher heute nur noch der „Hirsch“, dessen Bestehen sich mindestens auf das Jahr 1630 zurückverfolgen läßt, der aber — worauf sein Name hinweist — als Jagdherberge wesentlich früher entstanden sein muß.

Im gewissen Sinne zählen dazu natürlich auch der „Schwarzwaldhof“ und der „Badische Hof“, die beide von Friedrich Weinbrenner am Eingang des 19. Jahrhunderts um- und neugebaut wurden. Der „Schwarzwaldhof“ ist aus der früher erwähnten „Sonne“ — daher der Name Sonnenplatz — hervorgegangen, die allerdings als „obere Sonne“ neben der Stiftskirche lag. Die „obere“ und die „untere“ Sonne wurden von dem Amtmann Weiß 1679 erworben. Der „Badische Hof“ ist, wie man weiß, aus dem 1631 gegründeten und 1801 säkularisierten Kapuzinerkloster hervorgegangen.

Schließlich ist auch ein Teil des „Darmstädter Hofes“ aus dem 1808 von Weinbrenner umgebauten Jesuitenkolleg (1671) entstanden.

Gasthof und Hotel

Wir kehren zurück zur Betrachtung unserer Tafel.

In den Herbergen der Altstadt spiegelt sich ein Stück behäbiger mittelalterlicher Bürgerlichkeit wider. Man holt die Namen vorzugsweise aus dem *Naturreich*: die Tiere, Blumen und Sterne sprießen poetisch auf. Der Salmen, Löwen, Greif, Drachen, Ochsen, die Rose, Blume, Sonne und viele andere Namen sind da zu lesen. Man spricht noch auf gut deutsch von Herberge oder Wirtshaus.

Das wird, wie gesagt, in den fünfziger und sechziger Jahren anders. Der französische Einfluß wird bestimmend. Die Gasthöfe nennen sich „Hotel“. Man liest „Villa“, „Maison“, „Pension“ usw. Die alten Namen werden französisiert, die neuen Namen werden aus der *Geographie* bezogen.

Da sind die *Städte*: „Hôtel de la ville de Straßbourg“, „Hôtel de la ville de Paris“, „Hôtel de la ville de Lyon“, „Hôtel de la ville de Nancy“, „Hôtel de la ville de Baden“. Es gibt ein „Hôtel de Zähringen“, „Hôtel de la cour de Darmstadt“, „Hôtel de la cour de Bade“.

Da sind die *Länder*: „Hôtel d'Angleterre“, „Hôtel de France“, „Hôtel de Russie“, „Hôtel de Hollande“, der Kontinent im „Hôtel de l'Europe“ und später der Ozean im „Atlantik-Hotel“ (Hôtel d'Angleterre“).

Aus dem „Einhorn“ wird ein „Hôtel de Licorne d'or“, aus dem „Ritter“ ein „Hôtel de Chevalier d'or“, aus dem „Kreuz“ eine „Hôtel de la croix d'or“, aus der „Krone“ ein „Hôtel de la couronne d'or“. Das Gold fließt in Strömen und vergoldet auch noch die alten Wirtshausschilder.

Die gute „Sonne“ verwandelt sich in „Hôtel et Bains du Soleil“, die „Blume“ in „Hôtel de la fleur“, der „Bären“ in „Hôtel de l'ours“, der „Stern“ in „Hôtel de L'étoile“, der „Hirsch“ in „Hôtel et Bains du Cerf“, der „Engel“ in „Hôtel de l'ange“, der „Grüne Baum“ in „Auberge à l'arbre verte“. Aus dem „Grünen Winkel“ wird natürlich ein „Hôtel au coin vert“.

Das Hotel Stephanie, das seinen Namen nach der Großherzogin Stephanie trägt, heißt zur Zeit des Fürstentreffens 1860 noch „Villa“. Später nennt es sich einfach „Stephanie les Bains“. Auch das Hotel Messmer nimmt darin eine Sonderstellung ein: es heißt, solange das alte Kaiserpaar darin wohnt, ganz einfach „Maison“.

Genug der Namen! Sie zeigen besser als alles andere die eingangs hervorgehobene Wandlung der Gesellschaft und des Geschmacks. Der Glanz des zweiten französischen Kaiserreichs

erzeugt ein geradezu tropisches Klima des Wachstums. Die Bénazets sind die wahren Herrscher, die „Rois de Bade“.

Es ist alles französisch: die Sprache, die Zeitung, das Programm, die Speisekarte. Der „Guide annuaire illustré“ zeigt den pariserischen Zerschnitt des gesamten Lebensstiles. Das Zeitalter der Krinoline bestimmt die *Mode*, von der wir in der „Chronique“ lesen: „La promenade de Bade est le Longchamps international des toilettes féminines. Les quatre coins du globe y apportent leur originalité, leur élégance, leur bizarrerie même.“

Natürlich sorgten die Chefs der Spielbank auch für die allerbesten „Chefs de cuisine“, für die Brillat-Savarin's „Physiologie du goût“ Evangelium war. So konnte ein französischer Gourmand seinerzeit mit Recht von Baden-Baden behaupten: „D'ici à Paris on ne sait, où dîner.“ Der Keller stand der Küche in keiner Weise nach.

Jetzt kamen die Souveraine und der Adel der ganzen Welt. Der Berichterstatte der „Illustration de Bade“ sagt: „La liste des étrangers est une véritable nomenclature hérauldique depuis les princes regnants jusqu'à aux simples titres en dirait un supplément de l'Almanach de Gotha.“

Wer aber hatte daran einen größeren Anteil als die Badener Hotels, die damals wie heute den Strom der Welt auffingen und im Spiegelbild ihrer eigenen Fassaden und Namen zurückstrahlten?

DAS ÄLTESTE BADENER HOTEL

Dreihundert Jahre Badhotel zum Hirsch

Geschichte einer Familie

Ein Freund hatte mich am Stephanstag bei den Geschwistern Peter „Zum Hirsch“ eingeführt. Die jahrhundertalte Tradition des Hauses trat mir in den Menschen und Räumen sogleich lebhaft und eindringlich gegenüber. Wenn es wahr ist, daß Ueberlieferung verpflichtet, so kann man sagen, daß dieses Gefühl der Verantwortung gegenüber der Vergangenheit in den Geschwistern sehr stark ausgeprägt ist.

Im Salon finden wir zahlreiche Porträts aus der Familie, überall an den Wänden hängen Reminiszenzen, in den Schränken ruhen Dokumente der Ueberlieferung. Kurz: das älteste Badener Hotel wird ebenso verantwortungsvoll in der Richtung auf die Vergangenheit wie auf die Zukunft geleitet.

Schon im Jahre 1900 hat Josef Peter, der Vater der Geschwister, eine Geschichte des „Bad-Hotels zum Goldenen Hirsch“ mit dem Stammbaum der Familie herausgegeben: es ist zugleich eine Geschichte des Badener Hotelwesens. Inzwischen hat sich auch Dr. Oskar Rößler der Forschung um dieses Haus angenommen. Es läßt sich also darüber hinaus wenig neues sagen.

Immerhin hat ein Blick in das Hausarchiv einiges zutage gefördert, so daß es heute möglich ist, eine abschließende Darstellung der Familie und des Hauses zu geben.

Der Stammbaum des Hirschen läßt sich bis auf Veltin Weiß um 1650 zurückverfolgen. Im Jahre 1662 lesen wir den Namen Jakob Damm. Doch erst mit Andreas Jörger 1699, im Jahre des großen Brandes, sind die eigentlichen Familienverzweigungen mit Sicherheit zu erforschen. Es ist anzunehmen, daß Michael Jörger damals den Gasthof neu in Betrieb genommen hat.

Im übrigen erklären sich die früheren Lücken natürlich durch den Brand selbst, bei dem die Kirchenbücher, die einzigen in Betracht kommenden amtlichen Quellen, mit zerstört wurden. Es ist daher auch kaum mit Sicherheit zu sagen, ob die früher genannten Hirsch-Wirte genealogisch zur Familie zählen.

Es ist anzunehmen, daß Michael Jörger (Hirsch-Wirt 1704—1723) ein Sohn des Andreas Jörger war, so daß jener, nicht dieser (wie bisher vermutet) der *Ahnherren der Besitzer-Familie Jörger-Gradt-Schlund* war, welche in direkter Deszendenz rund zweihundert Jahre auf dem Hause waltete. Die Familie Peter, seit 1880 im Besitz des „Hirschen“, ist durch die Schwester Ludwig Theodor Siefert, mit der alten Besitzer-Familie verwandt.

Eine besondere Stellung innerhalb der Reihe der Hirsch-Wirte nimmt Johann Michael Gradt ein, der vierunddreißig Jahre lang (1729—1763) das Schicksal des Hauses leitete und dessen großzügiger Denkweise das Unternehmen einen Ausbau verdankte, der dem „Hirschen“ eine beherrschende Stellung sicherte. Unter Gradt wurde 1737 dem Stammhaus das sogenannte „Freibad“ angegliedert, das ursprünglich ein Lehen an die Selbachs (1506—1593) und Hans Ulrich den Scherer (1471—1488) darstellte, sowie 1755 die sieben Straubhaarschen Badekäten, die in den Lebensbriefen später noch eine Rolle spielten.

Damit umspannte der Ratsherr Gradt einen Besitz, der bis zu dem heutigen Landesbad reicht: bei dem Freibad befand sich noch das Armen- und Bürgerbad. Im Jahre 1810 verkaufte allerdings Franz Xaver Schlund die Freibad-Gerechtigkeit an die großherzogliche Herrschaft, die Straubhaarschen Badekäten sind jedoch im Besitz der Familie geblieben.

Dreihundert Jahre Goldener Hirsch

In der Zeit vor dem großen Brand hieß die heutige Hirschstraße „Bockberggasse“. Im Jahre 1626 wird eine Herberge „*Zum Bock*“ in der Bockberggasse erwähnt. Oskar Rößler vermutet daher, daß diese Herberge das Stammhaus des „Hirschen“ war. Der Schluß liegt nahe, da die Hirschstraße ja auch ihren Namen nach dem „Hirschen“ hat. Außerdem sind „Bock“ und „Hirsch“ in der Jägersprache oft identische Begriffe.

Damals lag das *Ooser Stadttor*, auch „Undere Porte“ genannt, — die „Obere Porte“ lag in der Schloßstraße beim Brunnen — in unmittelbarer Nähe beim Hirschen. Es war mit einem einfachen Satteldach aus Ziegeln gedeckt und diente auch als Gefängnis. Nach dem Brand 1689 erhielt es eine sogenannte welsche Haube. Das Tor wurde 1815 abgebrochen. Was dadurch an Schönheit für das Stadtbild zerstört wurde, charakterisiert Friedrich Weinbrenner mit dem Satz: „Ein jeder sachkundige Fremde, der zuvor den Eingang von Baden gekannt hat und den jetzigen dagegen vergleicht, muß die Demolierung des alten Thurmes bedauern“.

Den ersten Schritt vom Gasthaus zu dem, was wir heute Hotel nennen, hat jener Ratsherr Johann Michael Gradt getan, als er 1737 das „Freibad“ und 1755 die Straubhaarschen Badekästen mit dem „Hirschen“ vereinigte; das Haus war damit zum „Bad-Hotel“ geworden, wie es sich heute noch nennt. Der Name „Bad-Wirtshaus genannt Hirsch“ kommt bereits 1768 vor.

Im Hausarchiv des „Hirschen“ befinden sich noch einige Originalurkunden, die sich auf das Erblehen der Straubhaarschen Badekästen beziehen und die sowohl im Inhalt wie in der Form von Interesse sind.

Es ist die Zeit der beiden letzten Markgrafen aus der Baden-Badenschen Linie — der Söhne des Türkenlouis — und des Anfalls an Baden-Durlach. 1755 bestätigt Ludwig Georg (bei der Erwerbung), 1763 August Georg (beim Tode Johann Michael Gradts) und 1773 Carl Friedrich (beim Anfall an Baden-Durlach) das Erblehen der ehemals Fürstlichen sogenannten Straubhaar'schen Badekästen gegen jährlich fünf Gulden. Die Badekästen dürfen nicht veräußert werden. Im Falle eines Nichtbezahls der Gebühr würde sich der Staat „anderswie schadlos“ halten. Der Staat hatte aber natürlich niemals Anlaß, auf diese Bestimmung zurückzugreifen.

Ueber den formalen Unterschied der Urkunden geben uns die Datierungen der beiden letzten einen reizvollen Aufschluß: 1763 noch das barocke Pathos der katholischen Baden-Badener, 1773 — also nur ein Jahrzehnt später — die nüchterne Kanzleisprache der protestantischen Baden-Durlacher:

Urkunde August Georgs 1763: „zu Rastatt den 12 ten Decembris nach Christi unseres lieben Herrn und Seligmachers gnadenreicher Geburth im Tausend Sieben Hundert drey und Sechzigsten Jahre“.

Urkunde Carl Friedrichs 1773: „So geben und geschehen Carlsruhe, den 17. May des Eintausend Sieben Hundert drey und Siebzigsten Jahres“.

Seit der *Mitte des achtzehnten Jahrhunderts* zeigt der Hirsch eine ununterbrochene Entwicklung, die ihren Ausdruck auch in den ständigen Erwerbungen und Vergrößerungen bis auf den

heutigen Tag findet. 1754 bereits errichtete Gradt auf dem Platz des ehemaligen Bettendorfschen Anwesens einen Neubau. Von den vier Gasthöfen, die der Bericht des Hofkammerrats Dürrfeld vom 4. November 1765 erwähnt als die einzigen, die für „bonnette Gäste“ in Betracht kommen, scheidet der „Baldreit“ zwei Jahre später bereits aus. 1811 aber hatte der „Hirsch“ (nach Aloys Schreiber, „Baden im Großherzogtum“) 47 Badekästen und 48 Zimmer, von allen die meisten.

Im Jahre 1834 hat der damalige Hirsch-Wirt Peter Adam Heilighenthal Haus Hirschstraße 2 als Dependance gebaut, „eine zwei Stock hohe, von Stein erbaute Behausung nebst besonders gebauter Stallung mit Wohnzimmer und Wagenremise“.

Eine Abbildung der damaligen Zeit zeigt uns den „Hirschen“ ganz im Stil der französischen „Hotellerie“. Im Hauptgebäude das Erdgeschoß mit gewölbten Räumen, darüber das Entresol und dann zwei eigentliche Etagen, der Speisesaal im Anbau gegen den Berg. Die Dependance als Privathaus mit Fremdenzimmern. Bald nannte man sich auch, der französischen Mode folgend, „Hôtel et Bains du Cerf“.

Auch die glanzvollen sechziger Jahre brachten bauliche Veränderungen. Seit 1880, in welchem Jahre die Familie Peter die Leitung des Unternehmens übernahm, wurde immer wieder gebaut und modernisiert. 1880 am Hauptbau, 1888 in der Hirschstraße 2, 1890/91 ein neues Stockwerk auf den Hauptbau und den Speisesaallflügel, 1903 Hirschstraße 4, 1904 Verbindungsbau im Garten zwischen Hirschstraße 2 und 4, 1932/33 endlich der Verbindungsgang über die Straße, der alle Haupt- und Nebengebäulichkeiten vereinigt.

Der „Hirschen“ hat heute 110 Fremdenzimmer mit 150 Betten, 25 Fremdenzimmer mit Privatbad, eine Badeanstalt mit zwölf Kabinen, Wannen-, Wild- und Schlauchbad mit Hydrotherapie.

Vornehme und gemütliche Gesellschaftsräume und ein Garten stehen den Gästen zur Verfügung. Schon lange vor dem Krieg wurde das Hotel mit allen modernen Einrichtungen versehen, so daß man zusammenfassend sagen muß: der „Hirsch“ ist zwar ein altes, aber keineswegs veraltetes Hotel.

Aus Briefen und Berichten

Natürlich wurde der „Hirsch“ seit jeher gerne von namhaften Gästen aufgesucht. Seine behagliche bürgerliche Atmosphäre, seine günstige Lage am Eingang der Altstadt und seine Bäder waren immer beliebt und begehrt.

Im Jahre 1790 stieg als einer der ersten Dichter-Gäste der Stadt der Kolmarer Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809) im „Hirschen“ ab. Auch unser alemannischer Dichter Johann Peter Hebel (1760—1826) nahm gerne hier Quartier. Am 13. Mai 1814 schrieb er an seinen Freund Hitzig: „Seit langer Zeit machte mir

ein eingesessener Rheumatismus im linken Bein viel lästigen Zeitvertreib. Ich trage ihn nach Baden. Wie, wenn Du dahin kämest, wenn die Kaiserin und Europa und Asia dort ist?"

Aber schon zur Zeit des Rastatter Kongresses war im „Hirschen“ wie im „Salmen“ reges Treiben. Man fuhr im Sommer im Wagen und im Winter im Schlitten von Rastatt nach Baden, um sich auf diese Weise die Langeweile angenehm zu vertreiben. Damals wohnte, wie die Familien-Chronik erzählt, im „Hirschen“ auch einmal *Napoleon I.*

In den zahlreichen vergilbten Korrespondenzen des Hausarchivs finden wir auch Briefe des Barons Carl von *Rothschild* aus Frankfurt am Main, von *Georg Cotta*, von dem Fürsten August von *Thurn und Taxis* u. a. m. Der Brief des Letzteren ist besonders aufschlußreich für das Ansehen des Hauses in der damaligen Zeit. Wir geben ihn daher hier zum erstenmal wieder:

Mein Herr!

Der Herzoglich-Nassauische Herr Geheime Ober Medicinal Rath Doctor Creve, welcher mir zur Herstellung meiner Gesundheit, den Gebrauch der Heilquelle zu Baden verordnet, hat mir Ihr Haus als dasjenige empfohlen, wo er selbst, vor zwei Jahren, bei seinem dortigen Aufenthalt, eine besonders gute, aufmerksame und billige Bedienung gefunden habe. Ich wende mich daher mit meinen Sorgen an Sie; — 1.) Ob ich vom 1ten Juli an die zwey Zimmer im 2ten Stock Ihres neuen Gebäudes, worin Herr Dr. Creve damals gewohnt, bekommen könnte? — 2.) Zu welchem Preis wöchentlich? — 3.) Ob ich das Bad in eines dieser zwey Zimmer könnte getragen bekommen; ein Umstand, worauf ich der Bequemlichkeit wegen ganz besonderen Werth setzen würde? — Ich erwarte nun baldigst Ihre Antwort, um dann mein Quartier danach definitiv bestellen und regulieren zu können.

August Fürst von Thurn und Taxis
K. Baayerischer Oberst und Militär
Bevollmächtigter am Bundes-Tag.

Frankfurt, 31. May 1828.

Natürlich konnten die Fragen alle befriedigend beantwortet werden, und der Fürst brachte einige Wochen im Hause zu.

Briefe der Henriette Mottl, Gattin des großen Karlsruher Dirigenten, erinnern uns daran, daß natürlich Richard *Pohl* und Felix *Mottl* oft im „Hirschen“ gesessen haben. *Pohl* wohnte schräg gegenüber, und bekannt ist die Anekdote, daß der abergläubische *Mottl* einer Katze wegen, die gerade über den Weg lief, als er aus dem „Hirsch“ kam, den Umweg durch die Lange-straße über den Kirchplatz nahm, um zur Wohnung seines Freundes *Pohl* zu gelangen.

VON DER PORZELLANFABRIK ZUM FAMILIENHOTEL

Zur Geschichte des Hotels Bellevue

Die Fayence- und Porzellan-Fabrique

Von besonderem Reiz für den Historiker ist es, festzustellen, aus welchen oft entgegengesetzten Ursprüngen sich die großen Badener Hotels entwickelt haben. Der „Badische Hof“ ist aus dem Umbau eines Kapuzinerklosters, der eben eingegangene „Darmstädter Hof“ aus einer Jesuitenkirche, das „Atlantic-Hotel aus einer Mühle und das Hotel Bellevue aus einer — Porzellanfabrik hervorgegangen.

Ueberreste dieser Badener „Fayence- und Porcelain-Fabrique“ finden wir zweifellos in den mächtvollen Kellergewölben des Hotels Bellevue und in den Bruchstücken eines Brandofens in einer Ecke dieses Kellers. Es ist kaum einzusehen, wozu das später auf diesen schweren Fundamenten gebaute einfache Haus einen solchen Keller nötig gehabt haben sollte!

Schon in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts hatten sich der „Porzellanmacher“ Jeremias Pitsch aus Rothenburg und einige Jahre später die Witwe des Haushofmeisters Sperl um die Konzession einer „Fayence- und Porcelain-Fabrique“ beworben — allerdings vergeblich. Ein Brief der „Sperlin“ aus dem Jahre 1756 beweist uns, daß die Fabrik tatsächlich nicht zustande kam.

Vierzehn Jahre später, 1770, reichte der Straßburger Porzellanfabrikant Zacharias Pfalzer aufs neue ein Gesuch ein. Die Gründe für diese beharrlichen Bemühungen lagen in der Tatsache begründet, daß die Balger und Ooser weiße Tonerde für diese Art der Fabrikation besonders geeignet war, was schon daraus hervorgeht, daß die damals bekannte Durlacher Porzellanfabrik die Erde von daher bezog.

Aus einem späteren Brief Pfalzers geht hervor, daß er im Spätjahr 1770 in Baden auf eigene Faust Porzellan zu machen anfang, und zwar in einem „Lehnhaus“ mit acht Arbeitern. Im März 1771 erhielt er dann die Konzession. Um dieselbe Zeit kaufte er „den sogenannten Grünen Winckel sambt dazu gehörigen Gebäu, Aecker und Wiehßen, auch alle Appertinencien, ohnweith der Gunzenbacher Brückh“.

Das Unternehmen, das mit zwei Oefen und etwa dreißig Arbeitern betrieben wurde, wies schon im April 1775 die ersten Anzeichen akuter Geldschwierigkeiten auf. Nach dem Gutachten des Badener Amtmanns Braun heißt es, daß Pfalzer „das Arcanum ächtes Porcelain zu machen nicht gänzlich besitze, dabey auch ein sehr leichtsinnig und dem Wein sehr ergebener Mensch seye, als welchen er mehr denn seine Fabric liebet!“

Der Betrieb wurde Ende April 1777 eingestellt. Im Juni 1778 entschloß sich zwar der Landesherr, die Fabrikation in eigener

Regie wieder aufzunehmen, doch dauerte dies nur noch fünf Monate. Am 27. November 1778 wurde die Versteigerung angeordnet.

Es war dem Badener Porzellan nicht beschieden, wie das von Meissen oder Sèvres die Welt zu erobern. Immerhin läßt sich eine Vorstellung von dem Umfang der gesamten Produktion machen, wenn man aus der nicht einmal vollständigen aktengemäßen Zusammenstellung erfährt, daß allein in den letzten fünf Monaten 3960 Stücke erzeugt wurden!

Einige Stücke finden wir in den Stadtgeschichtlichen Sammlungen. Sie sind solid und einfach, ohne allerdings eine besondere ästhetische Note aufzuweisen.

Der Gasthof zum Grünen Winckhel

Es ist aus den Akten nicht ersichtlich, wer die Liegenschaften der Fabrik damals zuerst erwarb. Im Jahre 1816 wird Peter Eger in den Grundbüchern als „Bürger und Wirt im Grünen Winckhel“ genannt, und von da ab finden wir die Eigentümer des Gasthofes in ununterbrochener Reihenfolge bis zur Familie Saur, die ihn als Hotel Bellevue ausgebaut hat und genau ein halbes Jahrhundert (seit dem 1. November 1887) besitzt.

Der Name des Gasthofes ist, wie wir gesehen haben von dem Terrain abgeleitet, das sich von der Kettenbrücke bis zum Schwimmbad erstreckte. Der „Winckhel“ ergab sich aus dem Mühlkanal, der hier von der Oos abgezweigt wurde und, von verschiedenen Rückzweigungen abgesehen, beim „Badischen Hof“ wieder in die Oos mündete.

Von dem „Grünen“ aber gibt uns ein alter farbiger Stich Vorstellung, der sich im Besitz der Familie Saur befindet: die grünen Wiesen sind mit Bäumen ziemlich dicht bepflanzt. Man befand sich damals weit ab von der Stadt und mußte sich bei Nacht mit der Laterne zurechtfinden — was auf dem Hinweg gewiß leichter war als auf dem Heimweg!

Der Gasthof selbst erscheint auf dieser Darstellung als einfaches kleines Schweizerhaus mit Nebengebäude. Der ländliche Stil paßte zweifellos gut in die noch ländlichere Umgebung.

Im Jahre 1847 erschien von Carl Spindler ein Roman — der allerdings in der Hauptsache von Wilhelm von Chezy geschrieben ist — mit dem merkwürdigen Titel: „Meister Kleiderleib“. „Geschichte eines Abenteurers während einer Sommerzeit in Baden-Baden“, heißt es im Untertitel. Hauptfiguren sind der berühmte Max Cäsar Heigl und eine spanische Tänzerin, in der wir unschwer die Züge der Lola Montez erkennen.

In diesem Roman steht ein Kapitel: „Die Sitzung im grünen Winkel“. Was uns darin interessiert, ist weniger das Trinkgelage bei dem Engländer Mr. Turnbull, als vielmehr die Beschreibung des Gasthofes und seiner Lage.

„Der grüne Winkel“ ist ein Gasthaus, gelegen dort, wo die letzten Häuser der Lichtentaler Vorstadt stehen. Eine Gruppe von wunderschönen schattigen Bäumen, unter denen Tische und Stühle für die Gäste bereit sind, dicht daneben. Ein artiger Fußweg führt vom „grünen Winkel“ nach der Lichtentaler Allee. Ein anderer über frische Wiesen zieht nach der Stadt. Ein dritter Weg bringt den „grünen Winkel“ in Verbindung mit der Kettenbrücke. Also Zugang von allen Seiten her. — Vor Zeiten hatte die vornehme Welt den reizenden Punkt oft besucht, unter den grünen Bäumen oder im Garten des Hauses Kaffee getrunken; — die Zeiten sind vorbei. Die Wirtschaft ist zwar immer noch artig besucht, aber von weniger vornehmen, vielleicht um so lustigeren Leuten. Neben dem Wirtshaus steht ein Anbau, bestimmt, an Fremde vermietet zu werden“

Diese zweifellos zutreffende Beschreibung zeigt uns zugleich, daß der „grüne Winkel“ um jene Zeit bereits „heruntergekommen“ war. Aus einem Gasthaus für Fremde war ein Wirtshaus für die Badener Bürger geworden und nur gelegentlich verirrte sich die vornehme Welt hierher.

Als Wirtshaus wurde der „grüne Winkel“ auch von Silber-
rad geführt, einem Manne, der viel Sinn für behaglichen Humor hatte und stadtbekannt war.

Den Namen „grüner Winkel“ hat der Gasthof später abgegeben, als er langsam in den Rang eines Hotels aufrückte, doch lesen wir noch in den sechziger Jahren „*Hôtel au coin vert*“. Den Namen „Hotel Bellevue“ hat ihm vermutlich Herr Paul Riotte gegeben.

Das Hotel Bellevue

Wenn man heute von den Gönner-Anlagen herkommend den eindrucksvollen Bau des Hotels Bellevue vor sich liegen sieht, dann mag man sich ein Bild davon machen, was in dem Halbjahrhundert, seitdem es sich im Besitz der Familie Saur befindet, an Aufbauarbeit geleistet wurde. Um so mehr dann, wenn man die hier beschriebene „Vorgeschichte“ des Hotels in Betracht zieht.

Als die Eltern des heutigen Besitzers das „Bellevue“ im Jahre 1887 von Paul Riotte erwarben, war die Kaufsumme von 700 000 Mk. sicher respektabler als das Anwesen selbst. Ein unansehnlich gedrücktes Hauptgebäude auf der Einfahrtsfront, zweistöckig, mit niedrigen Dachkammern; auf der Südfront, parallel zur Oos, ein baufälliges, zweistöckiges Schweizerhaus, das nur durch einen unschönen Zwischenbau mit dem Haupthaus verbunden war. Dazu ein Garten, der einer Wildnis eher glich, als einer wohlgepflegten Anlage.

Bereits im Jahre 1891/92 erfolgte der erste Großumbau. Das Schweizerhaus wurde abgerissen, ein vierstöckiger Neubau

wurde errichtet; gleichzeitig erhielt der alte Hauptbau zwei Stockwerke, so daß eine einheitliche architektonische Linie entstand. Zwei Türme machten den sonst etwas versteckten schloßartigen Bau weithin sichtbar.

Als Rudolf Saur, nach dem Tod seines Vaters, im Jahre 1910 die Führung des Hotels übernahm, da beschäftigten ihn bald neue Pläne der inneren und äußeren Umgestaltung. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ 1918, kurz vor Kriegsschluß, wurde der Vollausbau des Dachstockes vorgenommen und damit die äußere Einheit vollendet. 1921/22 ein Großanbau mit Einbett-Zimmern und Bad und vollkommene Neugestaltung der öffentlichen Räume. Der Zukauf eines Nachbargrundstückes 1928/29 ergab die Möglichkeit einer weiteren Ausgestaltung des Gartens und der Erstellung einer Gartenvilla.

Diese kurzen baugeschichtlichen Andeutungen sind notwendig, wenn man die äußere und innere Gesamtwirkung des Hotels ganz erfassen will. In einem ständigen Wachstum, dessen Keimzelle die Familie selbst ist, entstand schließlich das, was den Charakter dieses Hauses ausmacht: das große *Familienhotel*.

Das Vorbild hat sich Saur wohl in England geholt. Schon der herrliche Garten vor dem Hause, der sich ebenso organisch dem englischen Stil der Lichtentaler Allee angliedert, wie er sich von dem französischen Stil der Gönner-Anlagen abhebt, drängt den Vergleich mit dem Parkstil alter englischer Herrensitze auf. Und wenn man im Innern die zahlreichen Farbstiche und englischen Sportblätter an den Wänden sieht, kann man verstehen, wenn Gäste oft den Vergleich gebraucht haben: a manor-house.

Ueberhaupt verdient die *Kunstliebhaberei* des Besitzers besondere Erwähnung, auch wenn er sich bescheidenerweise dagegen wehren wollte. Da sieht man Renaissance-Schränke, Barocksessel und Tische, alles räumlich geschickt verteilt, so daß sie keineswegs museal wirken, im Gegenteil in der lebendigen Atmosphäre des Raumes stehen. Da sieht man ganze Zimmer-Einrichtungen in Louis-seize, Empire oder Biedermeier, von den Gästen besonders begehrt, ein Zeichen dafür, wie unmittelbar und gegenwärtig sie heute noch wirken.

Auch der Schmuck an den Wänden zeugt von der besonderen ästhetischen Note des Hauses: alte Gemälde und Stiche beleben die Flächen und verbinden sie untereinander. Dabei hat Saur ein besonderes Augenmerk auf die alten Badener Stiche und Zeichnungen gelegt, so daß ihn der Historiker um diesen Besitz ordentlich beneiden möchte.

Ein besonderes Geschick gehört dazu, alle diese Dinge mit den Bedürfnissen und Ansprüchen eines modernen Hotelgastes zu verbinden. Unnötig zu sagen, daß diese Verbindung restlos

geglückt ist: nirgends der Modergeruch musealer Schatzkammern, überall lebendige Atmosphäre und unmittelbare Gegenwart.

Die wohlthuende Behaglichkeit ist es, die auch manche Persönlichkeit, das „Bellevue“ zum Ruhe- und Erholungsaufenthalt zu wählen, bestimmte. Die großen russischen Familien kamen schon in den neunziger Jahren zum Landaufenthalt hierher. Nach dem Boxeraufstand ruhte sich Graf Waldersee mit seiner Gattin von den Strapazen der China-Expedition aus. Admiral Scheer suchte sich das „Bellevue“ nach der Schlacht am Skagerrak mit seiner Familie aus. Und Gustav Stresemann kam nach der Unterzeichnung des Kelloggpaktes als gehetzter, todmüder Mann, um sich zwei Monate zu erholen — es war wenige Monate vor seinem tragischen Tode.

Von den Ministern der alten wie der neuen Zeit wird das „Bellevue“ immer aufgesucht, und manches kleine Kapitel politischer Geschichte könnte geschrieben werden, wollte man da und dort einen Blick hinter die Kulissen tun . . .

Bellevue: die Berechtigung dieses Namens erweist sich uns erst, wenn wir einen Blick von den oberen Stockwerken auf das wohlthuende Grün der Umgebung werfen. Hier wird die Seele frei und gelöst und die Stille wird zum Gesang des Lichts.

VOM KAPUZINERKLOSTER ZUM BADHOTEL

Dreihundert Jahre Badischer Hof

Lob des Badischen Hofes

1810: Maskenball im „Badischen Hof“. Der Verleger Cotta hatte erst das ehemalige Kapuzinerkloster erworben und als Badhotel kreiert. Die ersten Gäste aus dem Reich der Museen und der Musik waren gekommen. Ein Kapuziner trat selbst in Maske auf und klagte:

O Greuel! Hier, wo wir sonst Gott verehrten,
Die Orgel fromm in unsre Feste klang,
Wo mancher Geist sich aus den graubeschwerten
Regionen auf zum lichten Himmel schwang!
Hier seh' ich nun die wilden, die verkehrten
Gemüther frech berauscht in Lust und Sang!
Die stille Kirche muß so hell erglänzen,
Musik ertönen zu den flücht'gen Tänzen?

Eine andere Maske gab dagegen folgende *Antwort an den Kapuziner*:

Mein Freund, es zürnt kein Gott dem leichten Leben,
Das gern vergißt, wovon es oft gequält;
Beglückt, wenn alle Tage Freuden geben,
Daß er nach Lust und Scherz die Stunden zählt!

Der darf so hoch den frohen Muth erheben,
Den Glauben, der ihn gegen Leiden stählt,
Daß, wo sich arglos gute Menschen freuen,
Die heil'gen Tempel Gottes sich erneuen.

Einer „unserer ersten Dichter“ hatte diese Verse gedichtet, und wir vermuten wohl mit Recht Ludwig *Tieck* dahinter, der damals gerade zum erstenmal im Tale der Oos war. Den Bericht darüber aber verdanken wir keinem Geringeren als Carl Maria von *Weber*, der ebenfalls als Gast Cottas im „Badischen Hof“ abgestiegen war und der darüber im „Morgenblatt für gebildete Stände“ vom 9. August 1810 einen begeisterten Brief schrieb.

„Zum Troste aller Freunde ihres Leichnams“, lesen wir darin unter anderem, „kann ich auch noch mit Recht versichern, daß man durchaus sehr gut *ißt* und *trinkt*, daß die Gasthöfe bequem, wohlfeil und gut bedient sind aber in Hinsicht des Lokals erhebt sich der *Badische Hof* weit über die anderen: der schöne hohe Speisesaal, der sein Licht von oben erhält, der geschmackvolle Casino-Saal, und die schönen steinernen Bäder, die in den anderen Häusern nur von Holz und in finsternen Kämmerchen gefunden werden, müssen diesen Gasthof von Jahr zu Jahr gesuchter und beliebter machen“

Dieses Lob des „Badischen Hofes“ finden wir immer wieder in Literatur und Briefen. In dem Roman „Meister Kleiderleib“ von Carl *Spindler*, 1847, lesen wir:

„Es ist etwas Bekanntes, daß man in Baden in jedem Hôtel eine ausgezeichnete Tafel findet. Der „Badische Hof“ steht darin keinem anderen Gasthof nach, und seine Tafelrunde ist auch eine der gewähltesten. Der Speisesaal des sogenannten Hotels ist, nebenbei gesagt, einer der schönsten, die sich denken lassen, und er soll in diesen Blättern wahrhafter Geschichten nicht näher beschrieben werden, da ein jeder von den Lesern ihn entweder schon gesehen hat, oder wenigstens noch sehen wird, weil doch einmal Baden das europäische Mekka aller Badelustigen und Badebedürftigen und überhaupt aller Touristen, d. h. aller jetzt lebenden Menschen ist.“

Als Emile *Dupressoir*, der letzte Herr der Spielbank, 1859 in den Besitz des „Badischen Hofes“ gelangte, schrieb ein Franzose den begeisterten Satz:

„Le Badischer Hof dans cette belle et heureuse vallée de Bade, c'est en vérité, une 'Oasis' au milieu du paradis terrestre, un point charmant noyé dans le superbe“

Der „Badische Hof“ im schönen und glücklichen Tale von Baden ist in Wahrheit eine Oase inmitten des irdischen Paradieses, ein reizender Punkt, versunken in Herrlichkeit.“

Und in der „*Illustration de Bade*“ lesen wir: „un des hôtels les plus reellement confortables qui soient au monde — eines

der wahrhaft komfortabelsten Hotels, welches sich auf der Welt befindet."

Am 2. Juni 1870 schreibt Detlev von *Liliencron* an seinen Freund Seckendorf: „... Nach einer recht langweiligen Fahrt kamen wir um einhalbseven hier an und stiegen im Hotel de Bade, ersten Gasthof hier, ab. Mein Zimmer mit pompöser Aussicht auf die Berge ..."

Das Kapuzinerkloster

Das sind nur einige der vielen literarischen Zeugnisse über den „Badischen Hof“. Bevor wir uns näher mit der Geschichte seiner Entwicklung befassen, müssen wir auf seine Ursprünge zurückgehen, die in den Versen am Eingang angedeutet sind.

Zur Dreihundertjahrfeier des Hauses 1931 erschien in der „Ortenau“ eine bedeutsame Studie über das ehemalige *Kapuzinerkloster*, aus dem der „Badische Hof“ nach der Säkularisation hervorgegangen ist. Wir folgen der Darstellung des sachkundigen Verfassers, sowie der Rede, die Dr. Oskar Rößler im Ratsklub gehalten hat.

Die Oos war bekanntlich die *historische Grenze zwischen den Franken und Alemannen*. Im Mittelalter wachten die beiden Bistümer Speyer und Straßburg über diese Grenze. Speyer war fränkisch und Straßburg alemannisch.

Schon einmal hatte es „Grenzstreitigkeiten“ zwischen den beiden Bistümern bei der Gründung des Klosters Lichtental gegeben. Damals entdeckte man einen ähnlichen Ausweg, wie ihn Scheffel im „Ekkehart“ fand: wenn kein Frauenfuß die Schwelle des Klosters berühren durfte, so trug man die Frau einfach über die Schwelle. Man regulierte also einfach den Lauf der Oos und führte ihn hinter dem Kloster vorbei. So kam es vom alemannischen auf das fränkische Gebiet.

Und so war es auch bei dem *Kapuzinerkloster*. Schon 1622 wollte Markgraf Wilhelm ein Franziskanerkloster erbauen. Von alemannischer Seite her wünschte man jedoch ein Kapuzinerkloster. Der Basler Domherr Pistorius stellte sich auf die Seite der Kapuziner und seine Verwandte, Marie Salome Aschmännin, erklärte sich sogar bereit, die Baukosten zu zahlen.

Die Angelegenheit artete zu einem regelrechten Streit zwischen den beiden Bistümern Straßburg und Speyer aus, der schließlich nur noch durch einen Machtspruch des Vatikans entschieden werden konnte. Man tat auch hier, was man tun konnte: man verwechselte ganz einfach die Dinge, und so siegten zwar die Kapuziner, aber den Franziskanern geschah dabei kein eigentliches Unrecht!

Am 18. Mai 1631 wurde durch den Markgrafen Wilhelm der Grundstein zu dem Kapuzinerkloster gelegt. Noch ehe der Bau

vollendet war, besetzten die Schweden Baden-Baden und vertrieben die Mönche. 1635, nach der Schlacht bei Nördlingen, konnten sie mit dem geflüchteten Markgrafen zurückkehren. 1641 fand die Einweihung des Klosters statt.

1689 sollte das Kloster auf ausdrücklichen Befehl des Marschalls Duras von der Zerstörung verschont bleiben. Die Mönche glaubten sich daher geborgen. Sie saßen ruhig beim Mittagmahl, als die Glocke gezogen wurde, die Soldaten eindrangten, plünderten und dann an vier Stellen Feuer anlegten. Kloster, Kirche und Bibliothek wurden ein Opfer der Flammen. Erst fünf Jahre später ließ der Türkenlouis das Kloster neu aufrichten.

Im Jahre 1801 wurde der Friede von Luneville unterzeichnet. Das linke Rheinufer fiel an Frankreich, die deutschen Fürsten konnten sich durch die *Säkularisation* entschädigen. Im Jahre 1807 wurde in diesem Zuge auch das Kapuzinerkloster aufgehoben.

Der Grundriß des Klosters läßt sich am heutigen „Badischen Hof“ noch klar erkennen. Er hatte die Gestalt eines Quadrates. Ein Gang durch die schweren Gewölbekeller zeigt uns noch Ueberreste der alten Mauern, die den quadratischen Grundriß vervollständigen. Ein verschütteter Gang führte angeblich zum Neuen Schloß. Die Klosterkirche lag entlang der Straße. Die Bäder, die in der Stiftungsurkunde erwähnt sind, befanden sich im Garten neben dem Kloster. Der Heilige Nepomuk, der heute im Garten der Villa Roeder ein verschämtes — und, sagen wir es offen, beschämendes — Dasein führt, stand mal'erisch auf der Mitte der Oosbrücke. Ein alter Stich gibt uns eine gute Vorstellung davon.

Das Badhotel

Bereits im Jahre 1806 wurden mit der Regierung Verhandlungen wegen eines Umbaues geführt. Friedrich Weinbrenner, dessen antike Baugesinnung weder vor dem Jesuitenkolleg noch vor der Stiftskirche Halt machte, bezog auch das Kapuzinerkloster in seine Pläne eines radikalen Umwandlungsprozesses der Stadt ein. Er schätzte das Kloster mit etwa 25 000 — 30 000 Gulden ein.

In den Jahren 1807—1809 nahm er dann den Umbau in ein neuzeitliches *Badhotel* vor. Der „Badische Hof“, wie es jetzt genannt wurde, ging zunächst in den Besitz des Promenadenhaus-Pächters Chevilly über zum Preise von 10 000 Gulden. Johann Friedrich Cotta, der berühmte Verleger unserer Klassiker, bot jedoch nachträglich 12 000 Gulden und gelangte so in den Besitz des Hauses, das er in der Folge als eine Art Sommer-Residenz ausbaute.

Mit dem genialen Instinkt für alles Zeitgemäße erkannte Cotta auch die große Zukunft, die den Bädern als Erho'ungs-

und internationale Umschlags-Plätze zukam. Er sorgte auch zugleich für Publizität, brachte im „Morgenblatt für gebildete Stände“ regelmäßig Saison-Berichte und lud namhafte Persönlichkeiten wie *Weber, Tieck, Boissérée, Goethe* in den „Badischen Hof“ ein.

Von *Weber* und *Tieck* haben wir am Eingang bereits gesprochen. *Sulpiz Boissérée*, der Heidelberger Romantiker, führte im gleichen Jahr, 1810, mit *Cotta* Verhandlungen wegen des Kölner Dombau-Werkes, die 1819 zum Abschluß gelangten. „Es ist artig und hübsch“, berichtet er seinem Bruder, „daß die Sache sich hier in Baden gemacht hat, wo 1810 der erste Anfang dazu gelegt wurde.“

Goethe war im Jahre 1816 auf der Fahrt nach Baden-Baden. *Cotta* hatte im „Badischen Hof“ bereits die Zimmer für ihn bereitgestellt. *Zelter* und *Jung-Stilling* erwarteten sehnsüchtig seine Ankunft. Unterwegs fiel jedoch der Wagen infolge eines Radbruches um, *Goethe* wurde abergläubisch und ging nach Tennstadt, so sehr es ihn nach Baden innerlich zog.

Cotta ließ auch durch *Johann Ludwig Klüber* ein historisches Propaganda-Werk schreiben (1810), das unter dem Kapitel „Sehenswürdigkeiten der Stadt Baden“ einen größeren Abschnitt über den „Badischen Hof“ enthält. Seine Beschreibung ist heute noch von Interesse, da das Haus in seinen Grundzügen geblieben ist:

„Darin findet man: Vorhallen mit Colonnaden; große und kleine Säle, vorzüglich einen sehr großen, schön decorierten Tanz-Musik- und Conversations-Saal, mit Balcon und beweglichem Theater, einen sehr großen, geschmackvoll decorierten Speisesaal, umgeben von achtzehn, 36 Fuß hohen Säulen, und vierfach übereinander stehenden breiten Galerien oder Säulengängen, in der Form der altrömischen Basiliken, von oben durch ein großes Fensterdach (abat-jour) erleuchtet; Bibliothek und Lesecabinet; eine große Menge angenehmer, hoher, geräumiger, luftiger, gut meublierter Wohnzimmer, nach allen Himmelsgegenden; ein in altrömischem Geschmack erbautes Badhaus, mit vielen getrennten, gewölbten, geräumigen, wohl erleuchteten Bad-Cabinetten, auch mit Gesellschaft Bädern; in der Nähe ein warmes Pferde Bad; große Stallungen und Remisen; Wirtschafts Gebäude; einen großen Garten, mit Lauben und schattigen Bölgängen, Terrassen, Gartenhäusern, Nischen, Eiskeller, kalten und warmen Spring Brunnen, Kegelbahn, Echo, u. a. . . .“

Fast möchte man fragen: was noch? Aber *Klüber* ist noch lange nicht fertig, doch mag sich seine weitere Schilderung hier erübrigen.

Georg Cotta, der Sohn, verkaufte den „Badischen Hof“ 1830 wieder mit 60 000 Gulden. In der Folge gelangte er in zahlreiche

Beitze: Hotz, Hüber, Schmitt, Dupressoir, Roeder von Diersburg (dessen noch lebende Gattin eine geborene Dupressoir ist), Rheinboldt, Ziegler, Rehwinkel, um schließlich in die Hände eines Konsortiums zu kommen, dessen leitender Vertreter als Mitbesitzer Herr Gustav Schnetzer ist.

BRENNERS STEPHANIE-HOTEL UND PARKHOTEL KURHOF

Stéphanie — les Bains

Wenn wir den Weg durch die Lichtentaler Allee nehmen, erblicken wir bald auf dem anderen Ufer der Oos den mächtvollen Komplex der *Brenner-Hotels „Stéphanie“* und *„Parkhotel Kurhof“*, der fast das gesamte Terrain bis zu den Sportplätzen ausfüllt. Eines der ersten Hotels des Kontinents erzählt uns hier ein Stück europäischer Gesellschafts-Geschichte: — es ist an der Zeit, sie wenigstens in einigen Umrissen anzudeuten.

Es gibt einige reizvolle Stiche aus den sechziger Jahren, die uns ein Bild von dem *„Hôtel Stéphanie — les Bains“* vermitteln: es ist im Stil der französischen Schlösser von einem Pariser Architekten errichtet, Dreifach gegliedert, breitet sich der horizontale Bau entlang der Oos, Garten- und Dachterrassen, halbrunde Eckpavillons und Balkons beleben und verbinden die einzelnen Trakte, Freitreppen führen in den Garten. Die Villa hat nur zwei Stockwerke.

Im Mitteltrakt des heutigen Stephanie-Komplexes erkennen wir noch Grundriß und Aufriß der ursprünglichen Villa. Mit Rücksicht auf die historische Bedeutung, die dem Parterre aus der Zeit des Fürstenkongresses zukommt, hat Camille Brenner bei seinen verschiedenen Umbauten diesen Charakter zu wahren versucht.

Mit dem *Fürstenkongreß 1860* ist auch die Geschichte des Namens dieses Hotels verbunden. Wir wollen uns daher mit ihm wenigstens insoweit beschäftigen, als er mit dem Hotel zu tun hat.

Am 14. Juni 1860 kam der kaiserlich französische Marstall mit drei Wagen und vierzehn Pferden hier an und mit ihm eine große Anzahl „Mouchards“, französische Geheimagenten, die den Auftrag hatten, nach heimlichen Verschwörern zu forschen.

Am folgenden Tag, kurz vor sieben Uhr abends, lief der Zug mit dem *Kaiser von Frankreich* ein. Der Kaiser war von dem Prinzen Wilhelm von Baden und dem bevollmächtigten französischen Minister in Karlsruhe, Mons. de Montherot, an der badischen Grenze in Kehl begrüßt worden. Im Wagen und in Begleitung des Großherzogs Friedrich I. fuhr er in das Absteigequartier, das über die Tage des Kongresses den Namen *„Villa Stéphanie“*, nach der Großherzogin Stephanie, erhielt — und behalten hat!

Auch das Gefolge des Kaisers, die Generäle de Fleury, de Failly, Lepic, Davillier, der Marquis de Gallifet, dem wir später wieder unter der Republik begegnen, der Kammerherr Zorn von Bulach u. a., steigen hier ab. Fünf französische Cent-Gardes in voller Uniform bildeten die Leib- und Ehrenwache des Herrschers.

Napoleon III. bewohnte den rechten Flügel des Hotels. Im Parterre befand sich der Empfangssaal, der mit den seltensten Blumen und einer Kopie des Winterhalterschen Bildnisses der Kaiserin Eugenie geschmückt war. Sechs Zimmer, deren Fenster zur Allee blickten, standen dem Kaiser zur Verfügung.

Die eigentlichen politischen Vorgänge des Fürstenkongresses spielten sich im Neuen Schloß und in der Maison Messmer, dem Absteigequartier des Prinzregenten von Preußen ab. Dennoch gehen wir nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der Kaiser bei seinen Empfängen in der Villa Stephanie nicht nur repräsentative Aufgaben erfüllte!

Der Namen „Stéphanie — les Bains“ — oder „Bains Stéphanie“ — „Stephanienbad“ — erklärt sich neben diesen Vorgängen aus der Tatsache, daß das Hotel damals über Thermalwasser verfügte und Heilbäder abgab.

Im Jahre 1863 wohnte *Bismarck* im Stephanienbad. Es ist wieder ein Fürstenkongreß — diesmal in Frankfurt. Franz Joseph hat den König von Preußen eingeladen und Bismarck kämpfte gegen dessen Zusage.

Im Stephanienbad saß er dem sächsischen Kanzler, Baron von Beust, gegenüber, der mit seinem Herrn gekommen war, um den König in einem Sonderzug abzuholen. Bismarck ißt mit grimmigem Appetit und macht dem sächsischen Kanzler die bittersten Vorwürfe.

„Sie haben mir stets Vertrauen geschenkt“, versuchte Beust zu schmeicheln.

„Ich habe nie Vertrauen zu Ihnen gehabt“, entgegnete Bismarck grob.

Damit war die Absage an den Frankfurter Fürstenkongreß entschieden!

Grand Hôtel de Luxe

Der eigentliche Aufstieg des Hotels Stephanie zum „*Grand Hôtel de Luxe*“ gehört nicht zum zweiten französischen, vielmehr zum zweiten deutschen Kaiserreich. Es ist beinahe symbolisch, daß Camille Brenner, der geniale Initiator, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges starb: mit ihm starb auch die Epoche, die er repräsentierte.

Zuletzt im Besitze Lorenz Barths, erwarb Anton Brenner, der Vater Camilles, das Stephanienbad im Jahre 1873, um die Zeit, als die Aufhebung der Spielbank (1872) die Zukunft Baden-Badens auf das schwerste gefährdete.

Camille Brenner (1855—1914) übernahm die Leitung des Hauses erst zehn Jahre später, 1883, im Alter von achtundzwanzig Jahren. Was er im Verlauf von drei Jahrzehnten daraus machte, übersteigt selbst die phantastischsten Vorstellungen. Er war der lebendige Beweis dafür, daß nicht nur die Einnahme der Spielbank, daß auch die Genialität und weitschauende Voraussicht in der Lage ist, im großen zu denken und zu planen.

Gleich im Winter 1883/84 ließ *Camille Brenner* den oberen Stock der alten Villa abtragen und drei Stockwerke auf das Parterre aufbauen. Allein, das war nur der Beginn eines unaufhörlichen Bauens und Umbauens, Vergrößerns und Erwerbens. Fast möchte man sagen: Architektur war die wahre Leidenschaft dieses „Baumeisters der Hotellerie“!

Im Jahre 1890 baute er die „*Villa Stephanie*“, die in den folgenden Jahren oft den Fürsten zu Fürstenberg mit seiner großen Verwandtschaft beherbergte und in der sich der Prince of Wales mit der ob ihrer Schönheit bewunderten Fürstin von Pleß traf. Daisy von Pleß, eine geborene Engländerin, wurde später bekanntlich der Spionage beschuldigt, die sie allerdings in ihrem „Tanz auf dem Vulkan“ bestreitet. Es ist jedoch anzunehmen, daß sie mit dem späteren Edward VII. nicht nur in den intimsten menschlichen Beziehungen stand!

Im Jahre 1895/96 baute Brenner die „*Villa Imperial*“, die heute noch nach der Oosseite ihren reichen Karyatidenschmuck zeigt. Diesen Namen erhielt die Villa von den königlichen Herrschaften, die oft wochenlang darin wohnten. Im Früh- und Späthjahr war gewöhnlich Großfürst *Michael Nikolajewitsch* anwesend, der gelähmt im Wagen gefahren werden mußte und den ganzen Schwarm seiner russischen und deutschen Verwandtschaft anlockte. In seinem Gefolge befanden sich Fürst *Wiasemski* und die Generäle *Baranow* und *Outschakow*. Sein Sohn, der Großfürst *Georg Michaelowitsch*, kam mit der Gräfin *Torby*, einer ehemaligen Schauspielerin, mit der er verheiratet war und wegen der er nicht nach Rußland zurückkommen durfte.

Zu Besuch kamen die Könige von Schweden und Norwegen, die Prinzen *Moritz* von Sachsen-Altenburg und *Max* von Baden, der deutsche Kronprinz, Kronprinzessin *Cäcilie* und deren Mutter, *Anastasia* von Mecklenburg. *Michael Nikolajewitsch* war der Großvater der Kronprinzessin. In diesen Wochen glich die „*Villa Imperial*“ einem lebendigen „*Gotha*“.

Im Jahre 1899 erwarb Brenner das inzwischen abgebrochene „*Palais Sturdza*“. Er ließ es im Innern umbauen, um es für seine Gäste verwenden zu können. Hier brachte er den König *Chulalongkorn* von Siam unter. Zu den interessanten Gästen des *Palais Sturdza* zählte auch die Prinzessin *Jouriewsky*, die mor-

ganatisch mit dem Zaren Alexander II. von Rußland verheiratet war.

Mit der Erwerbung dieses Palais war es Brenner möglich, im Jahre 1900 den *Allee Flügel* im Park anzubauen und damit den eigentlichen Stephanie-Komplex wesentlich zu vergrößern. Auch die Brücke, die heute die Lichtentaler Allee durch die Brennerstraße mit dem Ludwig-Wilhelm-Platz verbindet, wurde durch ihn angelegt.

Im Jahre 1907 erwarb Brenner „*Schloß Seelach*“, das er ebenfalls umbaute, aber zwei Jahre später an den Fürsten Baryatinsky verkaufte, dessen Gattin eine Tochter der Gräfin Jouri-Luxsky war. Er erwarb ferner die „*Villa Trianon*“, das frühere Winterhaltersche Palais, und 1919, nach dem Verkauf der Seelach, „*Gut Tiefenau*“ bei Sinzheim, das er ebenfalls umgestaltete.

Die letzte Tat dieses unermüdlichen Mannes war der Ankauf des Hotels Minerva im Jahre 1912, welches er durch völligen Umbau und Anbau eines neuen Flügels zu dem ganz neuartigen „Sanatorium Stephanie“ umgestaltete, das den gleichen Luxus, wie er bis dahin nur in den internationalen Hotels anzutreffen war, bieten sollte. Die Eröffnung erfolgte im Mai 1914, doch hat sie der Gründer des Hauses, Camille Brenner, nicht mehr erlebt. Er starb kurz vorher am 3. April 1914 in Cannes, kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges, der sein Lebenswerk gefährdete.

Während des Krieges wurde das Sanatorium in ein Familienhotel mit Kurmittel-Einrichtungen unter dem Namen Brenners Kurhof umgewandelt und hat sich später immer mehr zu einem reinen Hotelbetrieb entwickelt, was durch die nochmalige Namensänderung in „Brenners Parkhotel“ zum Ausdruck kam. Auch in diesem Hause waren viele berühmte Namensträger des In- und Auslandes zu Gast.

Die Söhne Camille Brenners, Kurt und Alfred, haben nach dessen Tode die große Hotelbesitzung im Sinne des Gründers verwaltet und den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend umgestaltet. Im Jahre 1924 haben sie das zwischen den Hotels gelegene Palais selbst zum „Kasino Stephanie“ umgebaut, um damit dem Bedürfnis nach großen gesellschaftlichen Veranstaltungen im ausgewählten Kreis zu entsprechen.

Namen und Ereignisse

Es läßt sich denken, daß ein Hotel mit interkontinentalem Ruf sowohl in der Vorkriegs- wie in der Nachkriegszeit den Strom der ganzen Welt auffängt und einem Radiationspunkt gleich ausstrahlt. Einiges, was mit den Dependancen zusammenhängt, wurde bereits angedeutet. Anderes soll nun noch im Folgenden festgehalten werden.

Wir sehen schon seit den neunziger Jahren den *Blut- und Geldadel der fünf Kontinente* auftauchen: europäische Fürstlichkeiten, indische Maharadschas, japanische Diplomaten, amerikanischen Multimillionäre, koloniale Pioniere Afrikas, australische Sportsleute. Wir sehen Dichter und Musiker, Theater- und Filmleute, Politiker und Wirtschaftsführer der ganzen Welt.

Wir sehen Dom Pedro II., den letzten Kaiser von Brasilien, mit seinem Stiefsohn, dem Prinzen Philipp von Koburg-Gotha. Wir sehen die Maharadschas von Lahore und Kapurthala, den Sultan von Jehore — Jehore zählt zu den Malayenstaaten auf Malakka —, Mustapha Fazid Pascha, den Bruder des Exkhediven von Aegypten, einen damals bekannten Pariser Boulevardier.

Wir sehen die Herren der *Politik und Wirtschaft*: Fürst Bülow und Tittoni, den italienischen Minister, David Lloyd George und André Tardieu, später zwei Mitverantwortliche am Versailler Vertrag, Sasonow und Iswolski, zwei Diplomaten beim Ausbruch des Weltkrieges, Sir Cassel, den Schatzmeister des Königs von England, Hugo Stinnes, den großen deutschen, und Henry Ford, den großen amerikanischen Industriellen, Stresemann und Tschitscherin, Dr. Schacht und die internationale Finanz, Parker Gilbert, den amerikanischen Reparationsagenten.

Es läßt sich denken, daß ein Rahmen wie das Hotel Stephanie nicht nur gesellschaftlicher, vielmehr auch politischer Art ist. *Was früher das Hôtel d'Angleterre und die Maison Messmer waren, das wurde in der Vor- und Nachkriegszeit das Hotel Stephanie und das Parkhotel Kurhof.*

Es ist hier nicht möglich, auf gewisse geheime Vorgänge wie die zwischen Sasonow und Iswolski einzugehen. Wir wollen nur die Ereignisse, die mit dem Fürsten *Bülow* bei seinem Herbstaufenthalt 1905 zusammenhängen, kurz andeuten.

Damals standen die Ereignisse im Scheinwerfer der Marokkokrise und des russisch-japanischen Krieges. Der japanische Botschafter in Berlin, Inouye, kam ins „Stephanie“, um den Reichskanzler von dem offiziellen Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses zu unterrichten.

Bülow hatte für die Herbstwochen eine ganze Flucht von Zimmern gemietet. In seiner Begleitung befanden sich außer seiner Frau seine Schwiegermutter, Donna Laura Minghetti, und deren Reisemarschall, Professor Blaserna, sowie sein Adlatus, Herr von Below.

Das Hotel „Stephanie“ bildete ein wahres *diplomatisches Heerlager*: von Italien kamen Tittoni und Prinz Torlonia, von Frankreich Lockroy und Tardieu, es kam der Botschafter in Konstantinopel, Baron Marschall, der Botschafter in Madrid, von Radowitz, der Gesandte in Lissabon, Graf Tattenbach, der Botschafter in London, Graf Wolff-Metternich, der Botschafter in

Rom, Graf Monts, der Gesandte in Luxemburg, Graf Karl Pückler, und Dr. Rosen, der zum Gesandten in Tanger bestimmt war und von Baden-Baden nach Paris geschickt wurde. Dr. Rosen war einer der besten Kenner des Orients, er hat sich durch die Uebertragung der „Sinnsprüche Omars des Zeltmachers“ auch große literarische Verdienste erworben.

Es kann für den Historiker keinem Zweifel unterliegen, daß die Marokkokrise ohne das diplomatische Geschick Bülows ein Jahrzehnt früher zum Weltkrieg hätte führen müssen. Sicher ist allerdings auch, daß die Aussprache zwischen *Bülow* und *Tittoni* klarmachte, daß Italien keineswegs mehr fest zum Dreibund stand. Während Bülow also sehr geschickt den Vorstoß Frankreichs parierte, überhörte er offenbar die italienischen Warnungen.

Auch von den Nachkriegs-Ereignissen mögen die Besprechungen zwischen Stresemann und Tschitscherin, dem damaligen sowjetrussischen Außenkommissar, übergangen werden. Erwähnung verdient jedoch, daß die BIZ — *Bank für internationalen Zahlungsausgleich* — in den Besprechungen, die Dr. Schacht mit der internationalen Finanz hier führte, gegründet wurde. Da ihr Sitz dann nach Basel verlegt wurde, lag es nahe, daß die späteren Zusammenkünfte in Badenweiler stattfanden und noch heute stattfinden.

Im Jahre 1935 sehen wir den Exkönig *Alfons XIII.* von Spanien und den Herzog von Westminster in Brenners Stephanie-Hotel absteigen, im Jahre 1937 den König Gustaf von Schweden. Unter den amerikanischen Gästen der Nachkriegszeit fällt uns *Henry Ford* auf. Auch der Exkhedive von Aegypten befindet sich unter den Gästen.

DER FRANZOESISCHE HOF

Heute: Frankfurter Hof

Frankfurter Hof

Im unmittelbaren Anschluß an den „Badischen Hof“ finden wir in der Luisenstraße den „Frankfurter Hof“. Die silbergrüne Neonbeleuchtung am Abend, die kleinen gelben Tischlampen an jedem Fenster, der neue bräunliche Fassadenverputz wirken in ihrer Farbabstimmung ebenso sachlich wie modern und durchaus großstädtisch.

Ein Blick in die Gesellschaftsräume bestätigt sogleich den äußeren Eindruck: alles ist auf klare, sachliche Linien angelegt, die Flächeneinteilung der Holzwandbekleidung wirkt knapp und einfach. Tische und Stühle stehen zwang- und prunklos, ohne deshalb ernüchternd oder erkältend zu wirken.

Dieser einheitlich moderne englische Stil geht auch durch die Zimmer, einfache Wandbekleidung, durch Vorhänge belebt,

einheitliche Beleuchtungskörper, sanitäre Einrichtungen, wie sie der Gast von heute verlangt, und dabei doch behagliche Wohnlichkeit, zum Aufenthalt für alle Tages- wie Jahreszeiten geeignet.

Man merkt sogleich die Absicht des Leiters, das *Hotel* sozusagen ganz modern zu führen, was ihm auch restlos gelungen ist. Damit soll freilich keineswegs gesagt sein, daß sich die übrigen großen Hotels am Platze nicht völlig neuzeitlich entwickelt haben. Ihrem durchaus individuellen Stil entspricht jedoch mehr das *Hotel als Palast* — aus dieser Vorstellung ist die große Hotellerie entstanden —, während dieses eher einem modernen Wohnhause zu vergleichen ist.

In alledem steckt auch der Wille des neuen Leiters — des Herrn Direktors Fritz Müller —, den Fortschritt mit der Tradition zu verbinden, die Herr Carl Ulrich über sechs Jahrzehnte repräsentierte. Manches Altgewohnte mag dabei schmerzhaft gefallen sein, der gute Geist des Hauses ist jedoch erhalten geblieben, und das ist schließlich die Hauptsache.

Schon im Winter 1933/34 wurde der Umbau der Parterreräume vorgenommen. Der Winter 1934/35 wurde dazu verwendet, auch die Fremdenzimmer einer durchgreifenden Modernisierung zu unterziehen. Mit dem neuen Verputz der Fassade war diese Arbeit abgeschlossen. Der „Frankfurter Hof“ gehört zu den wenigen ganzjährig geöffneten Hotels der Stadt.

Durch den Garten mit der Oos verbunden, zählt der „Frankfurter Hof“ mit zu den zahlreichen großen Hotels, die sich vom „Badischen Hof“ bis zum „Bären“ in Lichtental das Ufer entlang erstrecken und die besonders am Abend durch ihre glanzvolle Beleuchtung, mit den Bäumen der Kaiser- und Lichtentaler Allee, dem Kurhaus und der Trinkhalle zum Bildnis magischer Feerie vereinigen.

Hotel de France

Wenn wir aus dieser unmittelbaren Gegenwart einen Sprung in die Vergangenheit machen, so müssen wir zunächst an der Ecke auf den „Gemmingerturm“ hinweisen, der im Mittelalter hier stand und der in der Zeit des Hexenwahns als Gericht diente. Hier wurden die Hexen gewöhnlich zum Feuertod verurteilt.

Auf der Hofseite des Hotels sehen wir heute noch einige Ueberreste der alten Stadtmauer, die vom Ooser Tor („Hirsch“) her verlief und sich die heutige Luisenstraße entlang zum Beuerner Tor („Sinner Eck“) erstreckte. Das Beuerner Tor diente, wie alle übrigen, als Gefängnis für die Hexen.

Später waren in dieser Gegend zahlreiche Mühlen, der Mühlkanal ging durch die Luisenstraße am „Frankfurter Hof“ vorbei und mündete etwas weiter in die Oos zurück.

Als der „Frankfurter Hof“ im Jahre 1855 mit dem Namen „Hotel de France“ gegründet wurde, waren die Ueberreste der alten Stadt und des Mühlkanals verschwunden, die Ausdehnung der neuen Stadt erstreckte sich weit über das Ufer der Oos, die Trinkhalle stand schon anderthalb Jahrzehnte gegenüber und das Kurleben spielte sich auf der Promenade vor dem Kurhaus ab.

Die Namengebung folgte der großen Mode, die das *zweite französische Kaiserreich* von Paris nach Baden-Baden gebracht hatte: man sprach, las, aß, kleidete sich französisch, und so lag es nahe, dem neuen Hotel nicht nur einen französischen Namen, sondern auch den eines französischen Hofes zu geben.

Damals lesen wir unterm 26. Juli 1855 den Namen Clara Schumann aus Düsseldorf und unterm 27. Juli Camillo Sivori aus Genua. Die große deutsche Pianistin und der berühmte italienische Geiger gaben ein Konzert.

In der Folge sehen wir den französischen und russischen Adel gerne in dem neuen Hotel absteigen. Am 10. Juli 1857 den Herzog von Grammont und den Grafen von Lagrange, am 7. September den Grafen Nesselrode, damals kais. russ. Staatskanzler, und die Gräfin Chreptowitsch, die Gattin des späteren Besitzers der „Seelach“. Am 11. Juli 1858 finden wir den Grafen Tascher de la Pagerie, Kammerherr I. M. der Kaiserin Eugenie von Frankreich und am 16. Juli den Grafen von Beaumont aus Paris verzeichnet.

Die Namen der alten französischen Familien weisen auf die *Iffezheimer Rennbahn*, die im Jahre 1858 eröffnet wurde. Damals stiegen die Pariser Sportsleute alle im „Hôtel de France“ ab. Der Name war ohne Zweifel ein glänzender Griff, denn es ist ganz natürlich, daß er eine gewisse Anziehung für die Pariser besaß, so wie das „Hôtel d'Angleterre“ die Engländer anlockte, oder das „Hôtel de Russie“ die Russen.

Am 17. Juli 1857 finden wir übrigens in der Fremdenliste auch den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen als Gast im „Französischen Hof“ verzeichnet.

Zwei Tage später, am 19. Juli 1857, schreibt Helmuth von Moltke an seine Braut einen Brief, der die Aufschrift „Französischer Hof“ trägt. Er hatte schon aus England berichtet, wo er mit dem Prinzen und Boyen zu Besuch im Buckingham-Palace war: „Zur Frau Prinzeß von Preußen werden wir wohl jedenfalls nach Baden-Baden gehn“.

Aus dem „Französischen Hof“ berichtet er: „Leider muß ich Dir melden, daß der Aufenthalt hier nun doch wieder verlängert ist. Wie mir der Prinz gestern sagte, will er bis zum 25. hier bleiben, da er sonst zum Empfang des Kaisers von Rußland aus Breslau wieder hätte nach Berlin kommen müssen . . .“

Interessante Gäste

Nach dem deutsch-französischen Krieg, im Jahre 1874, übernahm Herr Carl Ulrich, der noch lebende Senior des Hauses, die Leitung des „Französischen Hofes“. Seiner Umsicht und durchaus persönlichen Führung ist es zu danken, wenn das Hotel bei ganzjährigem Betrieb das Prädikat „ersten Ranges“ erhielt.

Seinen reichen Erinnerungen verdanken wir manche Beobachtung interessanter Gäste, die das Hotel passiert haben und die lohnt, in diesem Zusammenhang festzuhalten.

Der weitaus interessanteste Gast der ersten Jahre war der amerikanische Humorist Mark *Twain*, dessen eigentlicher Name Samuel L. Clemens war. Im Aufenthaltsraum des Hotels hängt sein charakteristisches Bildnis mit der Widmung an Herrn Ulrich. Wenn wir das Antlitz betrachten, glauben wir es gerne diesem unverwüstlichen „Optimisten“, daß er eigentlich im Grunde seines Herzens „Pessimist“ war.

Mark Twains Badener Aufenthalt dauerte vom 23. Juli bis zum 9. August 1878. Er war mit seiner Familie und dem Maler Harris (insgesamt sechs Personen) hier abgestiegen. In seinem Buch „A Tramp abroad“ hat er seinen Aufenthalt und seine Erlebnisse geschildert. Er benützte die Bäder und faßte das Ergebnis seiner Kur in die Sätze zusammen: „Ich weiß genau, daß ich meinen Rheumatismus in Baden-Baden gelassen habe. Für Baden-Baden habe ich es gerne getan. Es war wenig, aber ich hatte nicht mehr zu geben. Mir wäre es lieber gewesen, wenn ich etwas Ansteckendes hätte dort lassen können, aber das lag nun einmal nicht in meiner Macht.“

Das Hotel lobt er sehr: „Wir hatten Wohnung im ‚Hôtel de France‘, eine exzellente Gaststätte, gute Bedienung und ausgezeichneten Tisch. Der Hotelbesitzer Carl Ulrich tat alles, was er konnte, um uns zufrieden zu stellen.“ Ueber die ewig kichernde, schnatternde, schwatzende Familie neben seinen Zimmern, die stets zwei Stunden vor ihm aufstand, die Möbelstücke erbarmungslos im Zimmer herumwarf, ärgerte er sich freilich. Aber hier wie überall muß man vieles an seinen Beobachtungen abstreichen, denn schließlich war er ein Humorist.

Zu den interessanten Gästen der Vorkriegszeit zählen auch der Reichskanzler Fürst Chlodwig *Hohenlohe-Schillingsfürst*, der hier einmal mit dem Großadmiral von *Tirpitz* eine Besprechung hatte, der Kriegsminister *Verdy du Vernois* aus der Ära Bismarck, vor allem auch *Georges Clemenceau*, der „Tiger“, damals noch nicht Ministerpräsident.

Von nichtpolitischen Persönlichkeiten sah man fast jedes Jahr *Röntgen*, den Erfinder der nach ihm benannten Strahlen, die damals gerade seinen Ruhm begründeten. *Prinz Max von Baden* gehörte um die Jahrhundertwende schon zu den gern gesehenen Gästen des Hauses.

In der Zeit der marxistischen Revolution war dieser letzte Reichskanzler des Kaiserreichs nach Baden-Baden geflohen. Er hielt sich heimlich im Hause Wittelsbach auf und ging jeden Tag von der Rückseite her unauffällig in das Hotel, um das Essen einzunehmen. Aus dem einfachen badischen Prinzen war, wider Willen, eine tragische Persönlichkeit geworden.

Eine letzte Erinnerung an den Namen „Französischer Hof“ stellt jene Kommission unter Führung des Generals Noel dar, die laut Bestimmung des Versailler Vertrages das Schleifen der Rastatter Festung zu überwachen hatte und die hier ihr Quartier aufschlug.

Begreiflich genug, daß der Name „Französischer Hof“ in „Frankfurter Hof“ umgeändert wurde. Man wollte damit den Charakter eines deutschen Familienhotels betonen, ohne sich deshalb vor dem Strom der Welt zu verschließen.

Wir durchblättern das Gästebuch des Hotels, das in spontaner und einhelliger Weise Dokumente der Liebe zu dem Haus und seiner Führung in allen Sprachen enthält. Ein Satz fällt uns dabei besonders ins Auge: „J say like Cacsar: Baden-Baden is a lacy spot, and if he had known the Frankfurter Hof he would always have camped here.“

HUNDERT JAHRE ENGLISCHER HOF

Heute: Hotel Atlantik und Deutsche Bank

Von der Mühle zum großen Hotel

Wer heute vor dem Eingang der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft steht, erinnert sich kaum mehr daran, daß über den Säulen einmal in großen Lettern geschrieben stand: „*Hôtel d'Angleterre*“. Und wer von der Oosseite her den Namen „*Atlantic-Hotel*“ liest, der weiß es kaum, daß dies nur ein Teil des gleichen Hotels ist, das zwischen den dreißiger und sechziger Jahren das repräsentativste Absteigequartier der hohen Politik war.

Es sind jetzt rund hundert Jahre, daß J. Stadelhofer — an den heute die Stadelhoferstraße erinnert — das Hotel erbaute, in Ausmaßen, die für die damaligen Verhältnisse recht wagemutige waren. Stadelhofer — aus einer Familie, die wohl aus Stadelhofen im Renchtal stammte — bedeutete für die Badener Hotellerie das, was nach ihm Camille Brenner war: ein Mann, der in großem Stil dachte und plante. Die Villa Stadelhofer (das spätere Park-Hotel) war ebenfalls eine Schöpfung seiner durchaus realen Phantasie.

Greifen wir aber noch ein Halbjahrhundert weiter zurück, so sehen wir an dieser Stelle eine Mühle, die der Müllersfamilie Zaberer gehörte, 1788 erwähnt, führte sie 1811 den Namen „*Raumühle*“ und war noch mit einer Hanfreibe und Gerstenrolle aus-

gestattet (Röfler). An diese Zeit erinnert uns noch der Ausgang des Mühlkanals, der unter dem Atlantic-Hotel hervorkommt und der einmal das ganze Tertain vom Hotel Bellevue bis zum Hotel d'Angleterre durchzog.

Die heutige Kurhaus-Brücke hieß damals „Oelbrücke“ — von der Oos, die Oelbach genannt wurde — und später „Schießbrücke“ — vom Schützenhaus, das sich anstelle des Theaters befand —. Mit dem Bau des Englischen Hofes erhielt sie den Namen „Englische Hof-Brücke“. Sie ist damals wie heute die wichtigste Oosbrücke, schon ihrer zentralen Mündung auf das Kurhaus wegen.

Wenn wir den Berichten von damals Glauben schenken dürfen, erregte das neue Hotel in dem kleinen Städtchen allerlei Aufsehen. Das Gebäude hatte drei Stockwerke und drei Altane! So etwas gab es bis dahin nicht in Baden! Es waren die Jahre, in denen die Altstadt ihr Gesicht grundlegend wandelte, die alten Stadtmauern und Stadttore fielen und der „Neue Graben“ (die Sophienstraße) als Kurpromenade eingerichtet wurde. Waren bis dahin die Schweine in den „Gassen“ herumgelaufen und hatten die Hähne auf dem Mist vor den Häusern gekräht, so wurde es in den dreißiger Jahren endlich anders. Das *Weltbad* erlebte seine ersten Geburtswehen!

Aus diesen Geburtswehen war das „Hôtel d'Angleterre“ als erstes Hotel am Platze hervorgegangen. Dank der günstigen Lage gegenüber dem Conversationshaus stiegen die vornehmen Gäste hier gerne ab. Später kam noch das Vis-à-vis zur Maison Messmer hinzu, in der immer der König und die Königin von Preußen wohnten, was gewöhnlich einen Schwarm von regierenden Fürsten und Diplomaten mit sich brachte, der sich gerne im Hôtel d'Angleterre etablierte.

Endlich kam als Gegenüber das Neue Theater und das Haus des Internationalen Clubs. Ursprünglich im Besitz der Königin Friederike von Schweden und der Gräfin Reichenbach, wurde das von Weinbrenner umgebaute Palais nach 1871 zum Clubhaus erwählt. Die Rennleute stiegen daher ebenfalls gerne im „Englischen Hof“ ab, der so bequem auf dem anderen Ufer der Oos lag.

Glanzvolle Namen aus glanzvollen Tagen

Wenn wir die Fremdenlisten der fünfziger und sechziger Jahre durchschauen, so finden wir die Tatsache bestätigt, daß im „Hôtel d'Angleterre“ die meisten hohen Herrschaften abstiegen. Was das Hotel Stephanie nach dem deutsch-französischen Krieg bedeutete, das war der Englische Hof vor ihm.

Am 22. Mai 1854 finden wir den Baron von Bismarck-Schönhausen als Königl. Preuß. Bundestagsgesandter aus Frankfurt am Main. Am 17. Juni 1855 steigt er wieder hier ab, am 17. Mai 1856 ist er mit der Familie gekommen. Am 12. Juli 1857 finden

wir ihn im gleichen Hotel wohnend und am 5. September steigt der Prinz von Preußen mit hohem Gefolge ab, unter dem sich Bismarck befindet.

Am 23. Juli 1858 aber finden wir im „Badeblatt“ folgenden Eintrag:

Im Englischen Hof: Graf von *Cavour*, König. Sardin. Staatsminister mit Bedienung, Turin; Graf und Gräfin von Barsal, König. Sardin. Gesandter beim Bundestag in Frankfurt am Main.

und am 24. Juli 1858:

Im Englischen Hof: Freiherr von Manteuffel, K. Preuß. Ministerpräsident mit Fam.; von *Bismarck-Schönhausen*, Frankfurt am Main.

Hinter diesen beiden nüchternen Einträgen verbergen sich zwei politische Tragikomödien, die Geschichte gemacht haben. Graf *Cavour*, der „italienische Bismarck“, war vom Vogesenbad Plombières direkt nach Baden-Baden gekommen, um den Prinzen von Preußen, der im „Messmer“ wohnte, von seiner Unterredung mit Napoleon III. in Kenntnis zu setzen. Es hat sich später gezeigt, daß *Cavour* dem französischen Kaiser mit Recht mißtraute und daß es für die italienische Einheit, die er anstrebte, richtig war, sowohl den deutsch-französischen, als auch den preußisch-österreichischen Gegensatz diplomatisch auszunützen.

Der deutsche und der italienische Bismarck sind sich zum ersten- und letztenmal bei dieser Gelegenheit begegnet!

Bismarck war allerdings in einer anderen Angelegenheit gekommen: er hatte einige Tage früher den Prinzen von Preußen, der seit Oktober 1857 an Stelle des Königs Friedrich Wilhelm IV. die Staatsgeschäfte leitete, von einer Intrige Manteuffels Kenntnis gegeben, bei der die Königin bezweckte, den Prinzen mattzusetzen. Manteuffel wurde mit Bismarck am 24. Juli nach Baden-Baden gerufen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich hier das Schicksal zugunsten Bismarcks entschied, wenn es auch noch geraume Zeit dauerte, bis er preußischer Ministerpräsident wurde.

Bismarck war auch in den sechziger Jahren oft in Baden-Baden. Er wohnte fast immer im „Englischen Hof“, da er ja nur kam, weil der König von Preußen im „Messmer“ gegenüber abgestiegen war. 1861, am Tage des Attentats auf den König, las er in den Räumen des Hotels dem badischen Minister Roggenbach seine später berühmt gewordene Denkschrift vor, die sein politisches Programm enthielt. 1864 war es so überfüllt, daß er in der „Villa Stadelhofer“ (Park-Hotel) untergebracht werden mußte. Er schrieb darüber an seine Frau: „Ich wohne in der Villa Stadelhofer über der Lichtentaler Allee, da in der Stadt

kein Platz." Er traf mit der Kaiserin Eugenie im Neuen Schloß zusammen. 1865 tanzte er im „Bären" in Lichtental und trank schwere französische Weine.

Wir treffen noch eine Reihe *politischer Persönlichkeiten*, wie den späteren Kaiser Friedrich, Jérôme Napoleon, die Königin von Holland, den Prinzen von Wales (Edward VII.), den König Franz von Neapel, die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, Adolphe Thiers, den späteren ersten Präsidenten der dritten Republik, vor allem zahlreiche Russen, die Großfürstin Helene, den Fürsten Paul Galitzin, den Fürsten Trubetzkoy, den Grafen Lamsdorff, den Grafen Nesselrode u. a.

Von *künstlerischen Persönlichkeiten* finden wir unterm 4. April 1858 Franz Xaver Winterhalter-Paris, den Fürstenmaler, und unterm 22. Mai 1858 Felix Dahn-München, den Verfasser des „Kampfes um Rom", verzeichnet.

Hinter verschlossenen Türen

Eines der interessantesten, aber auch gefährlichsten Kapitel wäre das: *Hinter verschlossenen Hoteltüren*. Freilich spielt sich ja alles mehr oder weniger hinter verschlossenen Türen ab. Aber es sind nicht nur Dinge der Liebe, es sind auch Dinge der Politik, die nur auf großen Umwegen das Licht des Tages erblickt haben, die geheim waren und mehr oder weniger geheim geblieben sind!

Welchen Grund hatte die Königin von Holland, sich als Gräfin von Büren, der Großherzog von Toscana als Graf Albarese, der König von Neapel als Graf von Syrakus, der Prinz Carl von Preußen als Graf Hohenfels, der Herzog von Mecklenburg als Graf von Schwerin, die Kaiserin Elisabeth als Gräfin Keybuch in die Liste des „Englischen Hofes" einzutragen? Und wer war der Graf von Wetterstein?

Gewiß reisten die Fürstlichkeiten gern inkognito, um sich vor Belästigungen zu sichern. Aber hatten sie nicht oft andere Gründe dafür? Wir wollen von der erotischen Seite dieser Gründe absehen, es waren nicht selten rein politische! Hinter verschlossenen Hoteltüren blieben diese Dinge am sichersten verborgen!

Was taten hier Bismarck, Thiers und Favre zu einem Zeitpunkt, als der deutsch-französische Krieg noch lange nicht ausgebrochen war, der diese drei Persönlichkeiten in den Brennpunkt der Politik stellte? Das Geheimnis dieses Treffens haben sie vielleicht mit ins Grab genommen!

Zwei politische Vorgänge von großer Tragweite hängen noch mit dem Hotel d'Angleterre zusammen, deren Hintergründe bis heute nicht völlig entschleiert sind, die vielleicht niemals rest-

los entschleiert werden können. Nur durch Zufall und auf großen Umwegen sind sie überhaupt an die Öffentlichkeit gelangt.

Im Jahre 1860 fand der *Badener Fürstentag* statt, bei dem nach außen die Stellung Deutschlands zu Frankreich, nach innen die Stellung der Bundesstaaten zum werdenden Reich behandelt und entschieden wurde. Napoleon III. hatte sein Quartier in der Villa Stephanie, der König von Preußen in der Maison Messmer, die Bundesfürsten ihr Quartier im Hotel d'Angleterre aufgeschlagen. Die entscheidenden Vorgänge spielten sich im Neuen Schloß ab.

Zur Debatte stand die Frage des Verhältnisses der Bundesfürsten zum deutschen Nationalverein, der diesen zu revolutionär war. Die Könige von Sachsen, Bayern und Württemberg unternahmen einen konzentrischen Vorstoß gegen den Nationalverein, der damals durch den Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha repräsentiert wurde.

Der Art ihres Vorgehens lag ein genau verabredeter Plan zugrunde. Dieser Plan wurde aber in einer geheimen Sitzung der drei Könige im Hotel d'Angleterre ausgearbeitet. Es war ein letzter Versuch, den deutschen Einheitsstaat unter Preußens Führung zu sabotieren. Der Versuch mißlang, mußte mißlingen, da der Nationalstaat im Sinne Bismarcks nicht mehr aufzuhalten war.

Im Jahre 1863 fand der *Frankfurter Fürstentag* statt, zu dem Franz Joseph bekanntlich auch den König von Preußen eingeladen hatte. Der König wollte die Einladung annehmen, doch gelang es Bismarck in einem fast übermenschlichen Ringen hier in Baden-Baden, ihn davon abzuhalten, obwohl der König von Sachsen einen Sonderzug nach Oos hatte kommen lassen. Auch hier handelte es sich um die Frage der preußischen Führung im werdenden deutschen Reich.

Um die gleiche Zeit nun fand zwischen Franz Joseph, Napoleon III. und Alexander II. von Rußland eine geheime *Drei-Kaiser-Zusammenkunft* im Hotel d'Angleterre statt, die zweifellos gegen Preußen und seinen Führeranspruch gerichtet war. Denn sowohl Oesterreich als auch Frankreich und Rußland waren sich darüber einig, daß ein deutsches Reich unter Preußens Führung eine Bedrohung ihrer europäischen Machtstellung war. Die Geschichte ist dann auch über diese Hemmung hinweggegangen.

Wir sehen aus diesen wenigen Andeutungen, welchen hohen politischen Rang das Hotel d'Angleterre in der Zeit vor 1870 ein-

nimmt. Manches mag dabei noch zu entdecken sein, für uns genügen diese Andeutungen.

Zum Schluß wollen wir nicht vergessen, noch auf einen hohen exotischen Gast hinzuweisen, der in den siebziger Jahren zweimal hier abgestiegen ist: auf den *Schah Nasr-Eddin von Persien*. Dieser Monarch aus Tausend und einer Nacht hat der Fama genügend Stoff geliefert durch seine märchenhaften Diamanten und seine nicht minder märchenhaften — Hammelschlachtungen. Auf schwarzen Wagen, mit schwarzen Koffern, war der Hofzug des Orients eingetroffen, auch das Gefolge selbst war schwarz gekleidet.

Der Schah aber glänzte in seiner üppigen Farbenpracht und hinterließ eine mehr als zauberhafte Erinnerung im Tale der Oos!

HUNDERT JAHRE EUROPAEISCHER HOF

Zur Familiengeschichte des Badener Hotelgewerbes

Eine interessante Familienchronik

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges zeigt das Badener Hotelgewerbe den Charakter einer steten Entwicklung, die durch familiengeschichtliche Querverbindungen gekennzeichnet ist. Aus einfachen Gasthöfen und Häusern wurden „Pension“, „Maison“, „Villa“, „Hotel“. Mit dem Einzug des europäischen Luxus ins Tal der Oos wurde man „vornehmer“ und „großartiger“: das Bürgertum hielt mit dem Adel gleichen Schritt!

Von einigen kleinen Rückschlägen abgesehen — dazu gehörte z. B. das 1901 zwangsversteigerte Hotel Bélvédère — brachten hier erst Weltkrieg und Weltrevolution, Inflation und Deflation grundlegende Wandlung. Viele Hotels wurden Objekte der Spekulation oder gingen als solche ein. Soweit sie in andere Hände übergingen, können wir erfreulicherweise feststellen, daß sich die neuen Besitzer bemühen, die alte Tradition und den guten Ruf des Hauses zu wahren.

Dazu zählt auch der „*Europäische Hof*“, dem wir heute eine kleine Betrachtung widmen wollen.

Bei der Familie des Apothekers Dr. Oskar Rößler laufen nicht nur die Fäden stadtgeschichtlicher, vielmehr auch familiengeschichtlicher Forschung zusammen. Das Tuskulum dieses Mannes, von seiner Gattin betreut, ist ein wahres Archiv der Badener Familienforschung. Der verstorbene Bruder Albert Rößler vom Holland-Hotel hat die Familienforschung, wie man weiß, geradezu zu einer Art Lebensaufgabe gemacht.

Dr. Oskar Rößler stammt aus dem Holland-Hotel, seine Gattin aus dem Hotel Messmer. Darüber hinaus ergeben sich aber mancherlei verwandtschaftliche Verbindungen: der Großvater

der Gattin, Friedrich Maier, war Besitzer der „Traube“, die später (1868) zum Hotel Royal umgebaut wurde; dessen Sohn, Franz Xaver Maier, ist der Erbauer des „Europäischen Hofes“; Wilhelm Hillengaß, ein Verwandter, hat den „Russischen Hof“ gebaut; eine Schwester der Frau Dr. Rößler wurde die Gattin Camill Brenners, des Besitzers vom Hotel „Stephanie“ und Erbauers vom „Kurfhof“; die andere Schwester leitete lange Jahre nach dem Tod des Vaters das Hotel Messmer.

Der Salon des Hauses ist gleichsam wie die Ahnengalerie der großen Badener Hotellerie ausgestattet: an der einen Wand hängen die Bildnisse der Familie Maier, an der gegenüberliegenden die der Familie Messmer. Zahlreiche Photographien stellen die Verbindung der Familien untereinander dar. Das alles atmet die Persönlichkeit der Hausfrau, die zudem die Mühe nicht gescheut hat, aus ihrem unerschöpflichen Reservoir des Gedächtnisses eine Familienchronik aufzuzeichnen.

Zur Geschichte des „Europäischen Hofes“ interessiert uns folgendes:

Friedrich Maier, Gastwirt zur „Traube“ (Hotel Royal), ist verheiratet mit Therese Hoffmann (Hotel „Drei Könige“). Ihr Sohn, Franz Xaver Maier, der Erbauer des „Europäischen Hofes“, bleibt Jungeselle, ihre Tochter heiratet Valentin Kah, aus welcher Ehe Otto Kah hervorging, der Jahrzehnte hindurch den „Europäischen Hof“ geführt und zu einem Hotel ersten Ranges ausgebaut hat. Da Otto Kah ebenfalls, wie Franz Xaver Maier, Jungeselle bleibt, übernimmt sein Neffe Otto Hillengaß, der Sohn des Erbauers vom „Russischen Hof“, noch zu seinen Lebzeiten die Führung des Hotels.

Die Schwester von Otto Kah verheiratet sich mit Wilhelm Messmer. Aus dieser Ehe ist Frau Dr. Rößler hervorgegangen, der wir alle diese Angaben verdanken.

Hôtel de L'Europe

Die Gründung des „Europäischen Hofes“ fällt, wie die des „Englischen Hofes“, in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. *Er zählt also auch jetzt, wie dieser, rund hundert Jahre.* Die Angabe Lösers (1860) beruht auf einem Irrtum.

Damals fielen die alten Stadtmauern und Stadttore, das Kurleben konzentrierte sich um das neue Conversationshaus, die Mühlen an der Oos wurden beseitigt, das Kanalsystem zugeworfen, die Oos selber reguliert, verschönert und mit Brücken versehen.

Die Inselstraße, an die das Hotel anstößt, erinnert noch mit ihrem Namen an den alten Mühlkanal, der mit der Oos zusammen an diesem Terrain eine Insel bildete. Dieser Charakter

einer Insel fällt heute noch ins Auge, wenn wir, vom Bahnhof herkommend, den westlichen Eingang des Hotels betrachten.

Die Trinkhalle stand damals noch nicht gegenüber, die Kaiserallee glich einer Wildnis eher als einer gepflegten Gartenanlage. Das Haus bestand zunächst nur aus dem linken Bau und war natürlich niedriger. Der rechte Teil wurde von Otto Kah in den achtziger Jahren als Chalet für private Zwecke gebaut, doch leitete diesen weitsichtigen Mann dabei der Gedanke, daß beide Flügel später einmal verbunden werden könnten — was auch geschehen ist.

Eine Photographie aus dem Jahre 1890 zeigt uns den rechten Flügel noch in seinem Zustand als kleines zweistöckiges Landhaus neben dem großen Hotelflügel. Heute sind die beiden Trakte äußerlich angeglichen, doch sehen wir an den Fenstern und Balkonen, am Baumaterial und Ornament deutlich den Stilunterschied zweier verschiedener Epochen.

Mit der Ineinanderfügung der beiden Komplexe hat der „Europäische Hof“ zweifellos die günstigste Lage, die sich denken läßt, erhalten: gegenüber dem Kurhaus und der Trinkhalle. Er bildet mit diesen gleichsam eine geschlossene Einheit, die nur durch die Verkehrsstraße getrennt ist.

Der Name „Hôtel de l'Europe“ folgte der großen Mode der sogenannten „Franzosenzeit“ Baden-Badens: man war französisch und europäisch zugleich. Noch heute lesen wir am Abend in glühenden Buchstaben: „Hotel Europe“.

Wenn wir die Fremdenlisten der Jahrzehnte 1840 — 1870 durchblättern, so finden wir auffallend oft die Namen *russischer Fürstlichkeiten* für das „Hôtel de l'Europe“ verzeichnet. In den Aufzeichnungen Emilie Kahs, einer Schwester Otto Kahs, finden wir diesbezüglich einige Notizen:

12. November 1905: „Herr Hoffmann, ‚Drei Könige‘, war heute Abend zu Besuch bei Otto und erzählte unter anderem: Anno 1846 hatten sie im „Europäischen Hof“, wo er Kellner bei Onkel Otto war, jeden Tag eine Tafel von 24 *russischen Fürsten* gehabt; alle ersten Ranges, wie in ganz Baden kein Hotel solche hatte.“

„Gräfin Gourieff, die oft bei Onkel wohnte, sehr vornehm lebte, war eine geborene Narischkin; ihre Tochter heiratete den Fürsten Gagarin. Die Gräfin Gourieff und ihre Tochter waren sehr schön; nachdem ihre Tochter geheiratet hatte, kam Gräfin Gourieff jedes Jahr nach Baden.“

Am 24. Juni 1859 finden wir im „Hôtel de l'Europe“ verzeichnet: Fürst *Gortschakow* mit Familie, Rußland. Dieser Fürst Alexander Michailowitsch von Gortschakow (1798—1883) war bekanntlich russischer Staatskanzler und als solcher Bismarcks gefährlichster Gegenspieler. Er hatte im „Hôtel de l'Europe“

seine ständigen Appartements. Von hier aus leitete er nach 1871 die russisch-französische Allianz ein, die schließlich in dem von Bismarck gefürchteten „Zweifrontendruck“ während des Weltkrieges zu unserem Verhängnis wurde.

Ein Grandseigneur

Das „Hôtel de l'Europe“ ist jedoch keineswegs, wie etwa das „Hôtel d'Angleterre“, ein „politisches Hotel“. Hier feiern Muse und Musik ihre glanzvollen Feste. Und dies vor allem deshalb, weil Otto Kah ein Mäzen und Grandseigneur war, der die Schönheit liebte und oft aus seinem Hotel einen Tempel der Musen machte.

Otto Kah ist am 18. November 1835 geboren und am 13. April 1914 gestorben. Mitte der sechziger Jahre übernahm er die Leitung des Hotels, nachdem er erst in Paris, London, an der Riviera eine gründliche Ausbildung genossen hatte. Von ihr zog er sich jedoch lange vor dem Krieg zurück. Er wollte nicht nur als Grandseigneur leben, er wollte auch als Grandseigneur sterben.

In den Jahren 1880 und 1881 war Franz von Liszt (1811—1886) Gast bei Otto Kah. Er stellte ihm die Appartements Gortschakows zur freien Verfügung. 1880 war das große Badener, 1881 das Freiburger Musikfest, in dessen Mittelpunkt der greise Komponist stand. — In der Fremdenliste vom Jahre 1856 finden wir übrigens schon den Namen eines anderen großen Musikers, Giacomo Rossinis (1792—1868) verzeichnet.

Es war für Otto Kah eine Selbstverständlichkeit, daß die zahlreichen Künstler und Künstlerinnen, Sängerinnen und Schauspielerinnen Gast bei ihm sein konnten, solange es ihnen gefiel. Natürlich bevorzugte er als Grandseigneur schöne und interessante Frauen ganz besonders.

Wir betrachten die zahlreichen Photographien, die alle eine persönliche Widmung an Otto Kah tragen. Da ist vor allem in vielen Variationen die damals bekannte Schauspielerin Maria Barkany, von der die Berliner den Witz „bar-kan-nie-schaden“ gemacht haben. Ein Gemälde von Kaulbach zeigt sie in stattlicher Pose.

Da finden wir Frauen, die alle mehr oder minder ihren tragischen Roman haben: Eleonore Duse, die große Freundin des italienischen Dichters d'Annunzio; Isadora Duncan, die amerikanische Tänzerin, die so tragisch ums Leben gekommen ist; die Schauspielerin Irene Triesch, Gattin Frédéric Lamonds, die Sängerin Erdösy, die seinerzeit Selbstmord beging, als ihr künftiger Gatte ihren früheren Lebenswandel in Frage stellte; die großen „italienischen“ Sängerinnen Adelina Patti (1843—1919) und Pauline Lucca (1841—1908). — Aber auch der große lyrische Tenor

Theodor Wachtel (1823—1893) war oft Gast bei seinem Freunde Otto Kah.

Ein Bild fällt uns besonders ins Auge: auf dem Fahrrad, in Hosen, die Zigarette kokett im Munde, sitzt eine mehr interessante als hübsche Frau, ein Viragotypus. *Princesse Chimay* lesen wir darunter. Wer das war? Sicher erinnern sich noch manche Leute an jenes romantische Frauenschicksal der Amerikanerin Clara Ward, die aus Chicago mit dem Zigeunerprimas Rigo geflohen ist, Familie und Reichtum im Stiche lassend. Das war *Princesse Chimay*!

So hat der Junggeselle mit dem gepflegten Bart dem „Hôtel de l'Europe“ seinen Nimbus verliehen, den es heute noch in seiner glanzvollen Fassade repräsentiert!

DER ZAEHRINGER HOF

Bad- und Parkhotel

Der Garten am Westabhange des Schloßberges

Vor meinem Fenster stoßen vier Koniferen wie Lanzen in den Horizont. Als ich sie durch den Rahmen zum erstenmal sah, war ich sogleich entschlossen, hierher zu ziehen. Und soviel weiß ich gewiß, daß ich wieder vom Schloßberg fortgehen werde, wenn sie einmal nicht mehr stehen sollten.

Der Blick auf die unpoetische Weststadt erhält durch diese dunkelgrünen Baumlanzen einen Zug ins Kosmische. Wenn die Wetterwolken am Horizont aufziehen, von Furien gepeitscht, biegen sie sich elastisch, um mit der Stille gleich wieder majestätisch groß im Himmel zu stehen. Am Abend aber, wenn die Lichter in der Ferne aufglitzern, möchte man glauben, inmitten einer arkadischen Landschaft zu träumen.

Manchmal spielen meine Augen mit ihren grotesken Profilen. Da sehe ich seltsam lachende Fratzen und Silhouetten. Da sperrt ein altes Fabeltier sein geiferndes Maul auf, das direkt unter der vorspringenden Nase sitzt. Da ist ein Bajazzo, dessen tragikomische Maske die Lächerlichkeit alles Daseins auszusprechen scheint. Da ist endlich eine ägyptische Sphinx, deren steinerne Grimasse alle Rätsel von Geburt und Tod geheimnisvoll in sich verbirgt.

Wenn dann um die Mittagszeit der Gongschlag lärmend an mein Ohr dringt, so könnte sich meine Phantasie in fremde, schöne Welten verlieren — aber es ist nur ein Zeichen für die Gäste des „*Zähringer Hofes*“, zur Tafel zu kommen. So kehre auch ich zurück zur Wirklichkeit und werfe einen Blick in diesen herrlichen Garten, der den ganzen Westabhang des Schloßberges einnimmt.

17 000 Quadratmeter Garten verkündet uns die Aufschrift über dem Eingang des Hotels. Das ist eine nüchterne Zahl, aber

sie gibt uns doch eine Vorstellung davon, was die prunkvolle Fassade an der Straße an Schönheit der Natur verbirgt.

Der terrassierte Aufbau des Gartens ist von allerlei Wegen durchschlungen. Sträucher und Bäume stehen wirr durcheinander, doch sieht man bald, daß dieses Chaos nur scheinbar ist und daß eine ordnende Hand hier allerlei Nischen und Gänge geschaffen hat. Eine kleine Kastanienallee bietet im Sommer Gelegenheit zur schattigen Promenade.

Früher sah man viele Obstbäume und Gemüsebeete. Der Nutzgarten wich nach und nach dem Ziergarten. Rote Rosen verströmten ihren betäubenden Duft, japanische Kirschen blühten, Grimsenrampler hingen über die Terrassengeländer. Dazu die zahlreichen Laub- und Nadelbäume, die irgendwoher, aus fernen Welten, ins stille Tal der Oos gekommen waren.

Das alte Gewächshaus auf der Westseite des Hotels deutet darauf hin, daß man der Pflege dieses Gartens seit jeher große Bedeutung zumaß. Das Terrain bot auch genügend Raum für einen eigenen Tennis-Spielplatz.

Im Garten finden wir noch an einer Stelle einen alten Grenzstein mit der Jahreszahl 1670. Er deutet darauf hin, daß hier einmal die sogenannte Stadtgrenze war. Alles was jenseits lag, war der Gerichtsbarkeit des Landesherrn unterworfen. Beim Gasthaus zum „Bock“ — das parallel zum „Zähringer Hof“ liegt — befand sich ein ähnlicher Stein.

Dieses Terrain hieß früher der „Kegelrain“. Gegenüber befand sich das Kloster zum Heiligen Grab. Wenn wir die Burgstaffeln hinuntergehen, sehen wir links noch Ueberreste der alten Stadtmauer. Rechts dehnt sich der Garten des Hotels.

Zur Geschichte des Bad-Hotels

Der „Zähringer Hof“ ist ein *Park- und Bad-Hotel*. Das Thermalwasser befindet sich noch heute im rechten Gartenflügel. Wie der nahe „Hirsch“ hat auch der „Zähringer Hof“ seine eigene Bade-Gerechtigkeit.

Eine Tafel am Haus verkündet das Jahr 1820 als Gründungsjahr des „Zähringer Hofes“. Es ist aber wahrscheinlich, daß diese Gründung in die Jahre nach 1810 fällt, die Kindheitserinnerungen der Schauspielerin Karoline Bauer lassen darauf schließen, in denen auch der „Badische Hof“ entstand. Es war die Zeit, da das gegründete Großherzogtum unter den Zähringern die Stadt Baden als Sommer-Residenz des Landes einzurichten begann.

Diese Verbundenheit mit dem Lande und dem Landesfürstentum kommt noch heute symbolisch in dem *Wappen des Zähringer Löwen* und in der gelb-rot-gelben Fahne mit dem Löwen zum Ausdruck. Wenn im Frühjahr die Läden des Hotels wieder aufgehen, weht auf der großen Kuppel auch die — einzige

badische Flagge, die heute noch gezeigt werden darf. Sie ist aus der Landesflagge zur Hausflagge geworden!

Der früheste Besitzer, der sich ermitteln läßt, war eine Frau Meixel. Alte Stiche tragen noch diesen Namen als Aufschrift. Ein Stich von der Langen Straße aus dem Jahre 1832 zeigt uns im Vordergrund den „Zähringer Hof“, einen dreistöckigen Bau in ruhigen, klassizistischen Linien mit einem kleinen Säulenhof über dem Eingang. Der Stil ist aus der Schule Weinbrenners, wenn nicht Weinbrenner selbst den Umbau vorgenommen hat, wie beim „Badischen Hof“, worauf die Dreiecksgiebel auf der Gartenseite hinweisen könnten.

Später hat die Familie Bayer, die aus Straßburg zugewandert war, die Leitung des Hotels übernommen. Eine Tochter dieser Familie verheiratete sich mit Emil Großholz, einem Sohn des Blumenwirts und Gründers vom Hotel Victoria. Mit seiner Heirat im Jahre 1875 übernahm Großholz zugleich die Führung des „Zähringer Hofes“.

Unter Großholz wurde dann im Jahre 1892 eine großzügige Umbauung und Modernisierung des Hotels vorgenommen. Es wurde auf allen Flügeln ein Stockwerk aufgesetzt, die Einfahrt überdacht und mit einem Aufenthaltsraum versehen. Ein neuer Speiseraum wurde neben dem alten, zu klein gewordenen eingerichtet. Ueber der Ecke der beiden Hauptflügel erhob sich eine repräsentative Kuppel, die weithin sichtbar ist.

Die Architekten Vitalli und Schober suchten sich stilistisch an das Empire zu halten und es mit dem repräsentativen Prunkstil der neunziger Jahre zu verbinden. Letzterer kommt insbesondere bei den Balkons zum Ausdruck mit ihren schweren Stützen und ihrem reich ornamentierten schmiedeeisernen Gitterwerk.

Zur gleichen Zeit erfuhr der Park eine Umgestaltung im Sinne des Englischen Gartens. Die Entfaltung des Fassaden-Prunkes ist charakteristisch für den Reichtum der Epoche des zweiten deutschen Kaiserreichs. Während des zweiten französischen Kaiserreichs hatte man nur den Namen geändert in „Hôtel de Zähringen“.

Großholz starb vor dem Kriege. In jenem Jahre wurde das Hotel an die Familie Koberling verpachtet, die es heute noch führt. Inzwischen ist es in den Besitz des Badischen Staates übergegangen.

Die prachtvolle Einfahrt erinnert uns heute noch daran, wie hier die Wagen mit den Pferden glanzvoll Einzug hielten. Im Hofe rechts war der Pferdestall. Heute heißen die Wagen Autos und die Stallungen Garagen. Das Zeitalter ist mechanisch geworden.

Episoden und Namen

Im alten Speisesaal muß ich an die entzückende kleine Geschichte denken, die uns die später berühmt gewordene Schauspielerin Karoline Bauer in ihren Erinnerungen „Aus meinem Bühnenleben“ erzählt. Karoline Bauer hatte bekanntlich eine Liaison mit dem Prinzen Leopold von Coburg, der sie zur Gräfin Montgomery erhob und auch heiratete. Als der Prinz die belgische Krone annahm, mußte die Ehe allerdings wieder geschieden werden.

Die kleine Karoline saß mit ihrer Mutter an der reichbesetzten Table d'hôte des „Zähringer Hofes“. Ihnen gegenüber befand sich täglich eine fette Madame Hirsch, die unaufhörlich große Platten leerte, dabei auf „das Fraß“ schimpfte und die Kellner kommandierte.

Einmal hatte der Nimmersatt schon zwei Platten mit Entenbraten geleert und schrie noch immer: „En-te! Ente will i!“ Als sich der herbeieilende Kellner entschuldigte, daß die Enten alle seien, blähte sich ihr Froschgesicht zornig auf und sie schrie noch lauter: „En-te! Ente will i!“ Schließlich konnte sich die kleine Karoline nicht mehr halten, sie ließ ihrer Lachlust freien Lauf und die ganze Tischrunde stimmte mit ein.

Die fette Madame Hirsch ist nicht wiedergekehrt. Die kleine Karoline aber machte sie so treffend nach, daß sie plötzlich ihre schauspielerische Begabung entdeckte und sich entschloß, die Bühnenlaufbahn einzuschlagen. So wurde im „Zähringer Hof“ eine große Schauspielerin geboren.

Am 30. August 1834 ist im „Zähringer Hof“ der französische Romantiker Alfred de Musset, von Straßburg kommend, abgestiegen. Er befand sich auf der Flucht vor George Sand. Die Liebestragödie hat er später in dem Gedicht „Une bonne fortune“ geschildert. Es ist zugleich die bedeutendste Dichtung über Baden-Baden.

Eine Liebestragödie war es auch, die sich im Jahre 1843 hier abspielte. Franz von Liszt hatte mit seinem Sekretär Belloni im „Zähringer Hof“ Quartier genommen. Er gab diesmal kein Konzert, vielmehr warb er um die Hand der Caroline Cessiat, einer Nichte des französischen Dichters Lamartine. Liszt holte sich in jenen Tagen eine endgültige Absage.

In den sechziger Jahren fand im „Zähringer Hof“ auch eine Besprechung zwischen Franz von Liszt, Richard Wagner, Hector Berlioz und Richard Pohl wegen des Festspielhauses statt, die allerdings ohne Ergebnis blieb, will man nicht die Tatsache, daß Wagner sein Festspielhaus später in Baden-Baden errichten wollte, auf jene ersten Bemühungen zurückführen.

Wenn wir im übrigen die Fremdenliste der fünfziger Jahre durchschauen, finden wir fast jedes Jahr den Prinzen Peter

von Oldenburg mit großem Gefolge absteigen. Einen Begriff davon, wie man damals reiste, gibt der Eintrag vom 26. August 1854, der sich im Oktober des gleichen Jahres und im März des folgenden Jahres wiederholt: Prinz Peter von Oldenburg, Prinzessin Therese, Prinzessin Alexandra Catherina, Therese, Prinz Nicolai, Alexander Georg, zusammen 40 Personen, St. Petersburg. Zu dem Gefolge des Prinzen gehörte auch Muckhanoff, der spätere zweite Gatte Madame Kalergis, der großen Freundin Richard Wagners.

Am 21. August 1858 finden wir auch den Eintrag von Thomas und Antonio *Garibaldi* aus der Familie des großen italienischen Freiheitshelden. Drei Wochen früher war im „Englischen Hof“ bekanntlich Graf Cavour abgestiegen, der das Prädikat eines „italienischen Bismarck“ trägt.

Am 7. August 1857 finden wir Franz Xaver *Winterhalter*, Paris, den Fürstenmaler, verzeichnet.

Es ist selbstverständlich, daß im „Zähringer Hof“ auch die Fürsten des Zähringer Geschlechts des öfteren abgestiegen sind. Am 18. September 1857 finden wir den Markgrafen Maximilian von Baden. Großherzog Friedrich I. von Baden hielt später hier immer seine großen Jagdfeste ab.

Der Zähringer Löwen wehte schon damals über dem Hause.

ZWEIHUNDERT JAHRE HOLLAND-HOTEL

Vom „*Goldenen Lamm*“ zum „*Hôtel de Hollande*“

Das „*Goldene Lamm*“

In einer geschmackvoll eingebundenen Mappe ruht eine Urkunde, die das Datum 20. August 1733 trägt. Der badische Markgraf bestätigt darin in einem ebenso verschnörkelten Stil wie in verschnörkelter Schrift die „*ewige Schildgerechtigkeit*“ des „*Goldenen Lamms*“.

Albert Rößler, der Vater des jetzigen Inhabers und Bruder Oskar Rößlers, der dieses Hotel als sein Geburtshaus bezeichnen darf, hat viel Mühe darauf verwendet, die Geschichte des Holland-Hotels und seiner Familie zu erforschen. Er hat auch alle Dokumente aufbewahrt und damit der stadtgeschichtlichen Forschung manchen Dienst geleistet. Von den übrigen Brüdern war einer Besitzer des bekannten Schloßgutes Neuweier, ein anderer des Edenhotels in Pallanza am Lago Maggiore und der jüngste bis 1946 Legationsrat in Kanton (China).

Im Jahre 1772 kam das einfache Gasthaus in den Besitz der Familie Rößler, in dem es seither ununterbrochen geblieben ist. Ursprünglich war es ein dreifenstriges Giebelhaus, die horizontale Linie des Baues ist erst später durchgeführt worden, als man anfang, die Hotels im Stil der großen Paläste zu bauen.

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das „Goldene Lamm“ zum vornehmsten Kaffeehaus der Stadt. Es war die Zeit, in der die Stadtmauern fielen, die damals den Gasthof noch außerhalb der mittelalterlichen Stadtgrenze, jenseits des großen Grabens, placiert hielten. Aus dem „alten Graben“ wurde bald der „neue Graben“, eine schöne Promenade zwischen Kurhaus und Bädern, die buchstäblich aus Schutt und Asche erwuchs.

In den vierziger Jahren machte sich der neue Aufschwung der Stadt unter Großherzog Leopold bereits so stark bemerkbar, daß man eine neuerliche Modernisierung vornahm und auch den Namen aus dem Naturreich in einen geographischen umwandelte: „*Holländischer Hof*“. Der pariserische Geschmack, der durch die Spielbank Mons. Bénazet's machtvoll gefördert wurde, machte aus dem „Holländischen Hof“ ein „*Hôtel de Hollande*“.

„An des Hügels westliche Flanke“, so lesen wir bei Wilhelm von Chezy in jener Zeit, „lehnten sich ein paar kleine Häuser der Vorstadt, darunter das alte Wirtshaus zum „*Goldenen Lamm*“, wo ‚Nazen Nazele‘ den besten Wein schenkte, und an dessen Stelle später ‚Nazen Nazeles Naz‘ den großen Gasthof aufführte, worauf der Wirth mit seinem Buchnamen Herr Ignaz Rößler genannt wurde und sein Haus in einen holländischen Hof umtaufte.“

Der Hügel, von dem hier die Rede ist, ist der sogenannte „*Rettig*“, auf dessen Höhe sich im Altertum ein Römerkastell befand. Das ganze Gelände war ursprünglich Garten, der zum „*Goldenen Lamm*“ gehörte. Einen Teil davon verkaufte Ignaz Rößler an die Großherzogin Stephanie, die sich darauf den berühmten „*Pavillon*“ erbaute, der durch Jahrzehnte hindurch Treffpunkt der großen Welt war. Auch ein „*Schweizerhaus*“ wurde errichtet.

Der „*Pavillon*“ ging später in den Besitz der Herzogin von Hamilton, einer Tochter der Großherzogin Stephanie, über; ebenso das „*Schweizerhaus*“. Ein Teil des Parkes kam wieder an Rößler zurück. Er macht heute noch mit seinen jahrhundertealten Bäumen den besonderen Reiz des Holland-Hotels, von der Rückseite her gesehen, aus.

Der Leseverein und seine Gäste

Zu der Zeit, als das „*Goldene Lamm*“ nicht mehr ganz Gasthaus und noch nicht ganz Hotel war, in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, war es der Treffpunkt einer ebenso merk- wie denkwürdigen Gesellschaft, die sich „*Leseverein*“ nannte und deren Mitglieder berechtigt waren. „Jeder für sich einen Jahresbeitrag von zwei Kronthalern zu leisten, dem „*Hammelmwirth*“ mehr oder weniger Schoppen abzukaufen

und die aufgelegten Zeitungen liegen zu lassen, wenn sie zum Lesen keinen Beruf verspürten".

Es war also weniger ein Lese- als vielmehr ein Trinkverein. „Den Winter über hat niemand vor dem „Goldenen Lamm“ Arm und Bein, geschweige denn den Hals gebrochen; nicht einmal beim Kommen, vollends also nicht beim Fortgehen, wo sich die Begleitung des Schutzengels von selber verstand“.

Dieser „Leseverein“, der sich später etwas vornehmer „Museum“ nannte, war von dem Hofrat Aloys *Schreiber* gegründet worden, einem Manne, der in der Heidelberger und Badener Romantik eine bedeutsame Rolle spielte. *Schreiber* war ein Freund Brentanos und Vossens in Heidelberg, ein Historiker von Format und einer der ersten europäischen Reiseschriftsteller. Sein „Handbuch für Reisende am Rhein“ hat nicht nur auf Heinrich Heine und Victor Hugo Einfluß gehabt, es diente zugleich dem Verleger Bädcker als Vorbild, dessen Reisehandbücher inzwischen zu einem stehenden Begriff geworden sind.

Schreiber hat auch die ersten historischen Bücher über *Baden-Baden* geschrieben, das er von seiner Schul- und Lehrzeit her kannte und das er nun im Alter wieder aufsuchte, um „mit den Resten seiner Jahre und seines Hofrattitels seinen Ruhegehalt zu verzehren“. Er hatte dünnes Silberhaar, ein bewegliches Mienspiel seines runzeligen Antlitzes und fuchtelte mit Kopf und Armen in der Luft herum, so daß nicht selten der Nachbar zur Rechten wegrücken mußte.

Zu den Gründern des „Lesevereins“ gehörten außerdem vom Spieß, der Oberamtman, der Amtsphysikus, der Oberförster, der Revisor, der unvermeidliche Rittmeister a. D. und einige andere Ruhegehälter und Renten. Bemerkenswert der Rittmeister a. D. Behagel, der eine förmliche Tabakspfeifen-Bibliothek besaß, die streng systematisch geordnet war: er hatte für jeden Tag in der Woche und für jede Stunde am Tag eine Pfeife, für die verschiedenen Stunden am Tag verschiedene Tabaksorten und für die verschiedenen Tabaksorten verschiedene Jahrgänge. So wie sein philosophisches Weltbild aus „blauem Dunst“ bestand, so flunkerte er auch beim Erzählen des Selbsterlebten, das nicht selten bis auf die Tage des Dreißigjährigen Krieges zurückging.

Bald gesellten sich zu dem „Leseverein“ Carl *Spindler*, der „deutsche Walter Scott“, und Wilhelm von *Chezy*, ein Paar, das wie Don Quijote und Sancho Pansa zusammengehörte. Als die „Europa“ in das Tal der Oos übersiedelte, kam auch August *Lewald* dazu, doch paßten *Spindler* und *Lewald*, nach einem Bilde Shakespeares, zusammen, wie zwei geröstete Semmeln ohne Butter!

Vielleicht wäre der „Leseverein“ in der Rumpelkammer der Lokalgeschichte schon längst vergessen, wenn er nicht die Folie

abgegeben hätte für namhafte literarische Gäste, die neben Schreiber und Spindler in die Literaturgeschichte eingegangen sind: für Justinus Kerner, Nikolaus Lenau, Willibald Alexis, Ludwig Börne, Karl Gutzkow, Nicolaus Gogol u. a. m. Er war eben doch der Sammelpunkt des geistigen Lebens der Stadt und geht so weit über die Lokal- und Skandalhistorie hinaus.

Eine tragische Episode hat sich dabei 1844 im „Holländischen Hof“ abgespielt: die *Begegnung Nikolaus Lenaus mit Marie Behrend aus Frankfurt*. Der Dichter saß am Mittagstisch Mutter und Tochter gegenüber. Wie ein Blitzstrahl traf ihn, der dem Wahnsinn nahe war, diese Begegnung. Er hatte den religiösen Albigenser-Stoff abgeschlossen und beschäftigte sich mit dem Don Juan. Einem Taumelnden gleich stürzte er von der Höhe des Geistes in die Tiefen der Sinnlichkeit. Es sollte nicht mehr zur Heirat kommen. Bald riß ihn der Wahn aus den Reihen der Lebenden.

Manchmal kam auch eine weniger angenehme Gestalt herein-geschneit: wie Ludwig Börne, der auf dem Wege zum Hambacher Fest 1832 war und der geglaubt hatte, die Leute um Spindler dafür zu gewinnen. Spindler gab die Zeitschrift „Zeitspiegel“ heraus, die der Verleger Gottlieb Franckh anfänglich finanzierte. Als Börne sah, daß mit den Leuten nichts auszurichten war, warf er sich in Pose und erklärte drohend:

„Ihr Herren vom Zeitspiegel, Franckh ist euch zwar gewogen, wenn ihr aber nicht nach Hambach mitgeht, so weiß ich nicht, ob ich euch vor dem Wüterich retten kann.“

Trotz dieser „furchtbaren“ Drohung blieb man lachend beim Hammelwirt, trank seinen Schoppen und ließ die Hambacher Revolutionäre ruhig auf ihre Art das sogenannte Fest feiern.

Noch manche komische Szene ließe sich aus dem „Leseverein“ berichten, auch eine tragikomische, bei der es Schreiber nur mit Mühe gelang, ein Duell zu verhindern und damit die Reputation des Vereins zu retten — wer mehr davon wissen will, der lese in Wilhelm von Chezy's „Hellen und dunklen Zeitgenossen“ nach.

Wir kehren zurück zur Geschichte des Hotels.

Hôtel de Hollande

Seit den fünfziger und sechziger Jahren haben sich die Verhältnisse gegenüber den dreißiger und vierziger Jahren grundlegend gewandelt. Das Gast- und Kaffeehaus ist verschwunden, man nennt sich vornehm und anspruchsvoll: „*Hôtel de Hollande*“. Die vornehme Welt steigt auch hier ab.

„In den Zeiten des Fürstentags hatte der Großherzog von Oldenburg hier sein Absteigequartier. Kaiser Wilhelm I. war in den 70er Jahren öfters hier zum Besuch der dort wohnenden vornehmen Russen. Der Khediv Ismael von Aegypten, Prinz Jérôme und Viktor Napoleon, Prinz Arthur von Großbritannien,

die Königin von Neapel und der kaiserliche Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Hohenlohe, haben öfters längere Zeit hier gewohnt."

So lesen wir bei J. Löser: „Geschichte der Stadt Baden" (1891).

Die Figur des Khediven *Ismael Pascha* von Aegypten ist nicht nur bemerkenswert als exotische Erscheinung. Er hat bekanntlich sein Land an den Ruin geführt durch seine hemmungslose Erneuerungs- und Verschwendungssucht. Als er sich in den siebziger Jahren hier aufhielt, war der Verkauf der Suez-Kanal-Aktien eine beschlossene Sache. In der Villa Hohenlohe wurde die Erwerbung der Aktien durch England von der Queen Victoria und ihrem Ministerpräsidenten Disraeli vollzogen.

Während des Weltkrieges wohnte hier der Kronprinz mit der Kronprinzessin und seinem Stabe, um von hier bestimmte Operationen zu leiten, was ziemliche Aufregung in das ganze Haus brachte.

Anfangs der neunziger Jahre begann der Besitzer Albert Rößler das „Hôtel de Hollande" durch großzügige Modernisierung umzugestalten. Bis zum Jahre 1900 dauerte der Umwandlungsprozeß. Das Resultat war ein riesenhaftes palastartiges Gebäude im Renaissance-Stil, von dem wir uns eine Vorstellung nur machen können, wenn wir die Teile, die heute zu Geschäftszwecken verwendet werden, hinzunehmen.

War die Straßenfront verhältnismäßig ruhig gehalten, so erhielt die Gartenfront allerlei Belebungen der Fläche durch Veranden, Loggien und Balkone an fast allen Zimmern. Der Gast sollte inmitten der Stadt die Möglichkeit haben, mit der Natur in ständiger Verbindung zu leben. Diese Möglichkeit fehlte zum Beispiel dem gegenüberliegenden Hotel Victoria, weshalb es bereits im Jahre 1913 einging.

Aus dem gleichen Grunde ging auch die Dependance „*Beau Séjour*" (heute Sinner-Eck) ein, die zum „Hôtel de Hollande" gehörte und nur solange ein schöner Aufenthalt war, als der Verkehr die Ruhe nicht störte. Zugleich war damit dem jetzigen Inhaber des Holland-Hotels, Herrn Helmuth A. Rößler, die Möglichkeit gegeben, den Hotelbetrieb intensiver und konzentrierter zu gestalten.

Im Innern des Hotels führte eine breite Halle mit Marmortreppe in die Räume, die neben den Gesellschafts- und Speisräumen aus Damen-, Musik-, Spiel-, Rauch- und Lesezimmer bestanden. Das ganz im *Stile französischer Renaissance* erbaute Haus erhielt eine Empire-Halle und einen Salon Louis XVI. Unnötig zu sagen, daß auch alle modernen sanitären Einrichtungen bei dieser Umgestaltung mit berücksichtigt wurden.

Ein weiter Weg vom vertikalen Giebelbau zum horizontalen Renaissancebau, vom Bürgerhaus zum Hotel-Palast, von der behaglichen kleinbürgerlichen Atmosphäre des „Goldenen Lamms"

zum aristokratischen Luxus des „Hôtel de Hollande“. *Es ist der Weg Baden-Badens selbst von der mittelalterlichen Kleinstadt zum modernen Weltbad.*

Ein weiter Weg auch von der Idylle des „Lesevereins“ zu den fluktuierenden Elementen der europäischen Gesellschaft, die zu zählen und aufzuzählen weit über den gesteckten Rahmen hinausführen müßte.

DER BAEREN IN LICHTENTAL

Gesellschaftsbild aus dem zweiten Kaiserreich

Hôtel de l'ours

Wenn wir bei der Kettenbrücke aus der Lichtentaler Allee heraustreten, dehnt sich rechts die große Klosterwiese aus, die uns den Blick auf die Berge im Hintergrund freigibt. Links, auf dem anderen Ufer der Oos, steht das kleine Schloß des Prinzen Biron von Kurland, inmitten eines herrlichen Gartens, der durch eine Pergola geziert ist.

Und dann ein Landhaus neben dem andern, bis zum Kloster. Der Stil verrät uns die Epoche des zweiten französischen Kaiserreichs, in der es üblich war, von Paris nach Baden zu ziehen und sich ein kleines Chalet zu errichten. Man liebte die Idylle und Pariser Literaten schrieben, wenn man Bäume sehen wolle, müsse man nach Baden gehen!

Noch heute wirkt diese Idylle nahezu unverfälscht. Man befindet sich auf dem Lande, in der Ruhe und Abgeschlossenheit von der großen Welt. Warum sollte man diese wohltuende Stille heute weniger schätzen als damals, als man von Paris und Petersburg hierher floh?

Unmittelbar nach der Aubrücke steht das Häuschen *Clara Schumanns*, umgebaut zwar, aber immer noch den alten Landstil verratend. Nur im Tiergartental, bei Madame Viardot, konnte man in den sechziger Jahren soviel schöne Musik hören, wie bei Frau Clara in Lichtental.

Und dann kommt das *Allee-Hotel* zum „Bären“, beinahe verträumt im stillen Garten. Hier ist die wohltuende Ruhe des nahen Klosters. Niemand möchte glauben, daß in dieser lautlosen Welt die Fétards des zweiten Kaiserreichs einmal ihre Sarnalien feierten!

Damals freilich war der „Bären“ noch ein kleines Häuschen, das zwar stolz die Aufschrift „Hôtel de l'ours“ trug, aber einem Gasthaus eher glich als einem Hotel. Eine Dependence im Schweizerhaus-Stil gehörte dazu. Eine Aufnahme aus dem Jahre 1886 zeigt noch die alten Häuser. Die Komplexe lagen verbunden nebeneinander. Ein kleines Gartenhäuschen diente im Sommer als Speiseraum.

Der jetzige Hauptbau wurde Weihnachten 1890 eröffnet. Damals waren die treuen Gäste des Hauses, Binding, der Rechtshistoriker, und Erb, der Neurologe, zugegen. Eine Wanduhr, die sie damals der Wirtin Frau Mutschler, stifteten, trägt noch die Aufschrift als Erinnerung. Der Saalbau wurde 1897 errichtet.

Das „Hôtel de l'ours“ ist im Jahre 1845 entstanden. Seine eigentliche Blütezeit erlebte es aber erst in den sechziger Jahren. Es gibt zahlreiche französische Memoiren, in denen es vorkommt.

Aus dem Jahre 1858 hängt ein Schriftstück des alten Kaisers, damals noch Prinz von Preußen, an der Wand. Die hohen Herrschaften machten oft den Spaziergang nach Lichtental, um im „Bären“ das Frühstück einzunehmen. Eine reizende Anekdote ist aus der späteren Zeit überliefert:

Der Kaiser war einmal allein gekommen. Die Wirtschafterin kannte ihn nicht und der hohe Herr, der kein Geld bei sich hatte, gab sich nicht zu erkennen. Die mißtrauische Wirtschafterin trug Bedenken, einem „Hergelaufenen“ zu kreditieren, und es entspann sich ein Dialog.

Schließlich sagte die resolute Dame:

„Ich riskiere es nur auf Ihr ehrliches Gesicht.“

Als der Großherzog die kleine Geschichte erfuhr, war er sehr entzückt.

Fétards des zweiten Kaiserreichs

Das zweite französische Kaiserreich warf die gleißenden Strahlen seiner Sonne auch in das Tal der Oos. Die Oos wurde während des Sommers zur Seine. Ein toller Wirbel des Lebens störte die Stille des Tales auf, eines Lebens, das in der Maxime gipfelt: „Toujours gaillard et sans souci. — Immer lustig und ohne Sorgen.“

Die „Fétards“ des zweiten Kaiserreichs, die „grandes cocottes“ und die „grandes amoureuses“, kurz das, was Alexandre Dumas, der auch von Paris hierher kam, sehr treffend und charakteristisch die „Demimonde“ nannte, schlugen ihre leichten Zelte ab von den Boulevards und brachten sie nach Baden, dem Sommer-Faubourg ihrer glanzvollen Metropole.

Was konnte diese nach Leben und Abenteuer gierende Halbwelt mehr reizen als die traumhafte Abgeschlossenheit Lichtentals, die klösterliche Einsamkeit, die sie nun mit grellem Geschrei und der brünstigen Hast ihres Scheinlebens erfüllen durften?

In den Memoiren der Schauspielerin Marie Colombier: „Fin d'Empire“ (1865), in dem „Roman de Bade“ (1868) lesen wir manche Szene, die im „Bären“ spielt, die für die Sittengeschichte des zweiten Kaiserreichs gewiß nicht uninteressant ist und zur „Chronique scandaleuse“ des Weltbades gehört.

Die ganze Galerie der „Femmes galantes“ zieht an unserem Auge vorüber. Vor allem Cora Pearl, die „grande amoureuse“, von der ein boshafte Wort behauptete, daß sie mehr Prinzen empfangen habe, als Napoleon in den Tuileries. Und dann Hortense Schneider, die Helena Offenbachs, Blanche d'Antigny, Zolas berühmte Nana, Caroline Letessier, Caroline Hasse und andere „prêtresses de l'amour“. Man begann damit, sich Blumen und Früchte an den Kopf zu werfen, um schließlich beim Champagner zu endigen. Der Prinz von Hohenlohe und der Prinz von Thurn und Taxis, in Ekstase vor Cora Pearl, begannen ein Lied zu singen:

Nous donnerions tout, même Allemagne,
Pour aller ce soir boire du champagne
Avec madame Cora,
Tra la la! . . .

Und im Chor dröhnte es wieder:
Avec madame Cora,
Tra la la! . . .

In dem reizenden Gartenhäuschen des „Bären“ feierte die lustige Gesellschaft ihr tolles Fest. Man tanzte Cancan, und einmal war auch Bismarck dabei. Es war heiß, und die Herren zogen die Rücken aus, um besser tanzen zu können. Der Bruder des Khediven von Aegypten, Mustapha Pascha, war mit dabei.

Ueber Bismarck schreibt die Colombier mokant: „Il était, nis en gaité par les bons vins de France et dansait éperdument à moitié gris. — Er war in lustigster Stimmung durch die französischen Weine und tanzte leidenschaftlich in halbbekneipem Zustande.“

Ueber Mustapha Pascha aber lesen wir im „Roman de Bade“, daß er im „Bären“ seine lukullischen Feste feierte, „bei denen sich die Damen in einem Zustande befanden, der ihre sofortige Ausweisung von den Bällen des Salons Louis XVI. im Kurhause zur Folge gehabt hätte“. . . . on dit aussi qu'elles ont vue lever l'aurore en baptisant d'un flot de vin de champagne le crâne à demi chauvé du savant, réfléchi et clai voyant Mustapha — man sagt auch, daß sie, als sie die Morgenröte erblickten, einen Fluß von Champagner auf den halbkahlen Schädel des gelehrten weisen und hellsichtigen Mustapha ergossen.“

Als der Mustapha schließlich nach dieser durchzechten Nacht zu Hause ankam, zog er eine riesenhafte Kette von Bratwürsten aus der Tasche!

Ein paar Momentbilder nur — aber sie zeigen zur Genüge, welches kecke Treiben sich hier in unmittelbarer Nähe des Klosters abspielte. Man war frivol und ausgelassen — das „Fin d'Empire“ stand in unmittelbarer Nähe drohend wie ein riesenhaftes Gespenst, das man mit Leichtsinne zu beschwören glaubte!

Wie ein Stück welthistorischer Ironie aber klingt es, wenn wir den Zerstörer dieser schönen, aber hohlen Seifenblase, Bismarck, mitten unter der leichtfertigen Gesellschaft finden!

Blick in die Gästebücher

Etwa um die gleiche Zeit, als Bismarck im „Bären“ tanzte, fuhr ein geschlossener Wagen vor dem Hotel vor, dem eine französische Familie entstieg. Es waren fünf Personen, darunter drei Kinder. Die Kinder nannten den Herrn, der einen gepflegten Bart trug, Onkel. In die Fremdenliste des Hotels schrieb dieser mit energischen Zügen: *Victor Hugo*, 8.—14. 1865, Belgen (nicht Belgique).

Auch dieser Dichter, der Begründer der französischen Romantik, war ein Gegner des zweiten Kaiserreichs. Er hatte aus Frankreich fliehen müssen. In einem Büchlein: „*Napoléon le petit*“ hatte er den dritten Napoleon dem ersten gegenübergestellt, „*Napoléon le grand*“. Wer möchte bezweifeln, daß das die beste, schlagendste Methode war, den gleißenden Glanz des zweiten Kaiserreichs in seinem hohlen Schein zu zerstören?

Schon die Art, wie der Dichter reiste, war ein Protest gegen seine Zeit: er verschmähte das neue Dampfroß und zog die alte „voiture“ vor. Ein Romantiker konnte nur romantisch reisen: mit dem Wagen über die Landstraße. So konnte er noch beschaulich die Welt genießen, die im Sterben lag.

Kein Wunder, daß ihn auch das Treiben der Demimonde nicht lockte. Er wollte Natur und Einsamkeit. Ihn lockte nicht der Glanz, sondern das Elend, das sich dahinter verbarg. Hatte er nicht das Buch „*Les Misérables*“ geschrieben, das Buch von den Elenden und Armen? Er schenkte der Wirtin ein Exemplar dieses Romans und schrieb eine Widmung hinein.

Er ging in die Berge, in das nahe Kloster, auf den Friedhof. Das war *seine* Welt. Leben und Tod verbanden sich in seiner Seele zum Akkord.

Mit dem gleichen Wagen, mit dem er gekommen war, verließ er wieder das Hotel. Sein Eintrag in die Fremdenliste, sein Buch von den Elenden sind die einzige Spur, die er zurückließ.

Ein Blick in die Fremdenliste zeigt uns neben dem Namen *Victor Hugos* noch manchen anderen aus der Welt der Romantik. Wir finden Justinus Kerner aus Weinsberg, der einstmal dichtete:

Die Sonne bist, o Baden du!
Europa's Menschenmarkt ohn' Ruh —,
Glanzvoll und wert zu schauen,
Doch du, mein stilles Lichtental,
Du bist des Mondes milder Strahl
Mit frommen Klosterfrauen

Wir finden *Creutzer* aus Heidelberg (1848), *Clara Schumann* aus Frankfurt (1878), *Johannes Brahms* aus Karlsruhe (1869), *Paul Heyse* aus München (1872), *Paul de Lagarde* aus Göttingen (1880) und manchen anderen Künstler, der die Stille des „lichten Tals“ der grellen Sonne Badens vorzog. *Johannes Brahms* war mit der Familie *Eisenhardt* befreundet. Er wohnte später noch oft im „Bären“.

Wir finden freilich auch politische Persönlichkeiten wie *Otto Struve* aus Petersburg (1865), *Liebknecht* aus Berlin (1868) und *Holstein* aus Leipzig (1877). Politik wurde jedoch im „Bären“ nie gemacht. Man suchte Ruhe und Entspannung.

Wenn aber heute noch der Dichter *Rudolf G. Binding* im „Bären“ hin und wieder Aufenthalt nimmt, so tut er es gewiß aus Erinnerung an seinen Vater, der zu den treuen Gästen des Hauses gehört hatte.

EIN JOURNALIST SCHREIBT UEBER SEIN LEBEN

Albert Herzog zum 70. Geburtstag

Als ich *Albert Hezog* kurz vor Weihnachten in seiner Wohnung in der Yburgstraße aufsuchte, da ahnten wir beide nicht, daß ihn wenige Tage später ein schwerer Unglücksfall über seinen siebzigsten Geburtstag hinaus an das Krankenbett fesseln werde.

Wir saßen in seiner idyllischen Klausur, unter Bildern und Büchern, alles dazu da, sein Gedächtnis aufzufrischen für die Arbeit, die abgeschlossen hätte sein können, wenn er nicht ein volles Vierteljahr zur Untätigkeit verurteilt wäre; seine Lebenserinnerungen.

Gleich waren wir in medias res: er erzählte aus seiner Karlsruher Journalistenzeit, aus den Tagen des Hauptprozesses, aus seiner Nordlandreise, aus der Bismarck-Zeit und — von seinem Bismarck-Festspiel.

Dieses Festspiel: „Germaniens Huldigung zum Bismarcktag“ ist im Jahr 1895 in kürzester Frist entstanden. Die Maler im Künstlerhaus waren in großer Verlegenheit. Das Festspiel sollte rasch fertiggestellt sein. Der Journalist, an rasches Arbeiten gewöhnt, erklärte, daß er so etwas in drei Tagen fertigbringe. Erstaunen, Zweifel. Genau zu der versprochenen Stunde konnte er es ihnen vorlesen — und die glanzvolle Aufführung in der Festhalle war ein Erfolg für den Dichter.

Ein Dichter muß man freilich auch sein, um etwas derartiges in aller Eile „machen“ zu können. Aber *Albert Herzog* hat, wie sein Bruder *Rudolf*, als solcher seine Laufbahn begonnen und dann, um des lieben Brotes willen, die Laufbahn als Journalist eingeschlagen. Sein Bruder *Rudolf* wurde Schriftsteller. Und zu beidem muß man ein Stück Dichter sein und bleiben.

Albert Herzog hat seinen Memoiren, soweit sie schon im Vorabdruck erschienen sind, den Titel „Zwischen den Zeiten“ gegeben. Damit ist schon ausgesprochen, daß er zu einer Epoche gehörte, die zwischen dem zweiten und dritten Reich liegt. In der Tat erlebt der Anfänger in Berlin den Abgang Bismarcks, während er sich gerade um diese Zeit nach Baden-Baden zurückzieht, als das Kommen Hitlers unvermeidlich geworden war.

Als Typus zählt der Journalist Herzog zur nationalliberalen Aera, die während seiner Karlsruher Zeit keine geringe Rolle spielte. Da die „Badische Presse“, an der er ein Vierteljahrhundert als Chefredakteur tätig war, sich politisch in nationalliberaler Richtung bewegte und nach und nach zur größten Zeitung des Landes entwickelte, läßt sich denken, daß der Einfluß dieses Mannes auf das öffentliche Leben kein geringer war.

In der Tat gibt es kaum ein Ereignis oder einen Mann von Rang, zu dem Herzog in dieser Zeit nicht irgendwie in Verbindung steht. Das gilt von den Politikern und Wirtschaftsführern ebenso wie von den Dichtern und Künstlern. Und nicht wenige mögen es sein, die ihm verdanken, daß sie Beachtung in der Öffentlichkeit fanden.

Dem Theater galt vor allen Dingen seine Liebe. Karlsruhe stand ja noch — auf ein Jahrzehnt — im Glanze der Mottl-Zeit, das Karlsruher Hoftheater war eine der ersten Bühnen Deutschlands.

Aus alledem erhellt, daß die Lebenserinnerungen eines Journalisten jener Epoche mit zum Interessantesten in der gesamten Memoiren-Literatur zählen müssen. Ein Journalist sah alles, kannte alles, beurteilte alles und war die erste und letzte kritische Instanz. Dabei war nicht nur Takt und Taktik erforderlich, vielmehr ein gerüttelt Maß von Zivilcourage — wie das Nachspiel zum Fall Hau im Leben Herzogs beweist.

Albert Herzog ist am 26. März 1867 in Barmen geboren. Ursprünglich Kaufmann, wandte er sich bald der Literatur zu, die immer seine heimliche Neigung war. In Berlin zählte er zu dem Friedrichshagner Kreis. Seit 1887 Redakteur in Elberfeld, Frankfurt, Berlin, wurde er 1893 Chefredakteur der „Badischen Presse“ in Karlsruhe. Nach dem Krieg kehrte er in gleicher Eigenschaft zurück in seine Heimat. Seit 1932 ist er wohnhaft in Baden-Baden, das ihm aus der Karlsruher Zeit vertraut und lieb war.

Ein Schicksal also, das sich zwischen Niederrhein und Oberrhein bewegt und in dem schließlich der Oberrhein den Ausschlag gegeben hat. Albert Herzog ist einer der Unseren geworden!

DAS RATHAUS

Geschichte und Gegenwart

Mit dem Umbau des „Darmstädter Hofes“ wurde ein Teil des ehemaligen Jesuitenkollegs rückgegliedert, so daß der Komplex des Rathauses den vollen Umfang des historischen Komplexes erhalten hat. Aus diesem Anlaß mag eine rückschauende Betrachtung mehr als berechtigt erscheinen.

Ein Renaissance-Bau

„Das ist ein Rathaus aus authentischer Renaissance, dunkelgrau. Angenehm ist es vor allem um dieser Farbe willen, wie wohl es auch gut dasteht und gut gebaut ist.“

So schreibt der begeisterte Kunst-Schriftsteller Wilhelm Hausenstein, der, ein gebürtiger Badener, in seiner Jugend oft von Karlsruhe nach Baden-Baden gekommen ist und der an den Fresken der Trinkhalle seine erste Anschauung von der Kunst gewonnen hat: „Es war mein erster Eindruck von der bildenden Kunst. Ich liebe ihn mit dem unbedingten Vorurteil des Kindes, dem das zuerst Geliebte im Herzen liegt . . .“

Dieses zurückhaltende Grau in der Fassade ist gleichsam symbolisch für die amtliche Würde, die sich dahinter verbirgt. Wenn an den Markttagen das bunte, beinahe mittelalterliche Treiben um die alte Stiftskirche pulsiert, empfindet man die vornehme Zurückhaltung dieser Renaissance als eigentlichen Grundton des Gemäldes, der ihm seine Ordnung verleiht. Und Ordnung ist es ja auch, die von hier auf das ganze Geschehen der Stadt ausstrahlt.

Der dreistöckige Bau mit den einfach gegliederten Flächen ist wohl von seiner Vorderseite ziemlich unverändert aus seiner Entstehungszeit erhalten. Das ist bei den vielen Zerstörungen, Bränden, Umbauten erstaunlich genug. Die massive Bauweise mag nicht wenig daran schuld sein. Immerhin müssen wir natürlich auch hier kleinere Veränderungen für wahrscheinlich halten.

Obwohl es sich in der Entstehungszeit um ziemlich späte Renaissance handelt, sind wenig barocke Elemente zu erkennen. Die beiden Säulen links und rechts des Eingangs tragen Wappen mit Kronen, über der Mitte hängt gleichfalls ein Wappen. Ueber den einzelnen Stockwerken Löwenköpfe, Muschelschalen mit Blumen- und Fruchthörnern und heitere Maskenköpfe beiderlei Geschlechts. Dazwischen abwechselnd einfache Dreieckgiebel. Das plastische Ornament überwuchert jedoch keineswegs in barockem Schwulst die rechteckig gefelderte Fassade, es bildet nur gleichsam rhythmische Takte im Formenspiel der Kräfte.

Rechts vom Eingang lesen wir auf einer Tafel:

1662 — 1808
JESUITEN COLLEGIUM
1689
VON DEN FRANZOSEN
ABGEBRANNT
1809 — 1824
CONVERSATIONSHAUS
1824 — 1862 PRIVATHAUS
1862 RATHAUS
1882 RENOVIIERT

Die Aufschrift wurde im Jahre 1882 bei der Renovation angebracht. Auch von der Hofseite lesen wir über dem Eingang des rechten Flügels: ANNO MDCCCLXXXII. An den massiven Gewölben über den Eingängen erkennen wir jedoch, daß die Renovation an den Grundformen wenig zu ändern vermochte.

Der Hof zeigt heute noch Reste der ehemaligen Gartenanlage, die um 1809 im Stil des Englischen Gartens ausgestaltet wurde. Eine Treppe führt von hier zu den „Jesuitenstaffeln“, an die monumentale Bismarck-Statue. Die querliegende Wand des ehemaligen „Darmstädter Hofes“ ist natürlich bei der ursprünglichen Anlage wegzudenken.

Wenn wir die beiden Trakte zwischen den Sonnen-, Jesuiten- und Rathausstaffeln zusammennehmen, haben wir eine ungefähre Vorstellung von dem Gesamtkomplex des ehemaligen Jesuiten-Kollegs.

Die mittelbadische Chronik

Wir sind heute in der Lage, die Geschichte des Rathauses zu schreiben dank der vor drei Jahren von Pfarrer Augustin Kast besorgten Ausgabe der „*Mittelbadischen Chronik für die Jahre 1622 — 1770*“. Die Jesuiten-Chronik geht weit über die Hausgeschichte hinaus und stellt ein wichtiges Stück Stadt- und Landesgeschichte dar. Ebenso erhalten wir weitgehend Aufschluß über die Baugeschichte, wenn auch die Stilgeschichte kaum erkennbar ist.

Um die Rolle der Jesuiten ganz zu ermessen, muß man sich vor Augen halten, daß mit dem Markgrafen Christoph die Geschichte des Mittelalters abschließt. Seine beiden Söhne Bernhard (1527) und Ernst (1553) repräsentieren den unheilbaren Bruch zwischen Katholizismus und Protestantismus, der sich auch äußerlich in einem Auseinanderfallen der Markgrafschaft in eine Baden-Badenische und Baden-Durlachische zeigt.

Schon Markgraf Philipp II. hatte die Absicht, die Jesuiten nach Baden-Baden zu berufen. Er starb jedoch im gleichen Jahre, als die Verhandlungen mit Speyer abgeschlossen waren.

Erst unter Markgraf Wilhelm (1593 — 1677), einem Sohn Eduard Fortunats, kamen die Kämpfe um die katholische und protestantische Herrschaft zum Abschluß. Und damit konnten auch die Jesuiten ihren Einzug halten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Markgrafschaft Baden-Baden ihre Rekatholisierung fast ausschließlich den Jesuiten verdankt. Insofern eben ist diese „Chronik“ ein historisches Dokument, das über den Rahmen der reinen Kollegs-Geschichte weit hinausreicht.

Es erübrigt sich hier, mehr Allgemeines über die „Chronik“ zu sagen. Uns beschäftigt die Geschichte des *Rathauses*, die sich zum größten Teil aus ihr ablesen läßt.

Hier müssen wir gleich eine Berichtigung der Jahreszahl vornehmen. Die Jesuiten sind seit dem Jahre 1623 in unserer Stadt. 1626 war die Rede davon, das Kloster Frauenalb aufzuheben und die Einkünfte zur Begründung eines Jesuiten-Kollegs zu verwenden. 1627 wies ihnen der Markgraf „ein günstig gelegenes großes Haus“ zu und 1628 die Münze, die sie in eine öffentliche Kapelle umwandelten. 1629 erhielten sie ein Landgut in der Nähe der Stadt („Jesuitenschlößchen“), 1638 wurde ihnen der „Kappenhof“ in Oos zugewiesen. In der Zwischenzeit weiß die Chronik nichts von dem „Kolleg“ zu berichten.

Ein Jahr später begannen erst die eigentlichen Kämpfe um die *Fundierung des Kollegs*. Die Verhandlungen mit dem Vatikan zogen sich in die Länge. Der Kurfürst von Bayern wurde als Vermittler angerufen. Den geheimen Widerstand organisierte der Klerus von Straßburg. „Nun wollen sie aber wie Hunde am Futtertroge auch jene fernhalten, denen der Markgraf gewogen ist“, bemerkt der P. Superior. Es handelt sich um Einkünfte aus dem Rectorate Ottersweier, die den Jesuiten zur Fundierung zur Verfügung gestellt werden sollten. Diese erhielt dann der Pfarrer. „Der hat dann einige Jahre seine Konkubine daraus besser unterhalten; als dann die Schweden in Oberkirch einfielen, wurde er, als er in einem Jahr gleich zwei Kinder bekam, von der nichtkatholischen Behörde schimpflich davongejagt.“

In Regensburg traf der Markgraf den apostolischen Nuntius Matthäi, der ihm den Rat einer anderen taktischen Methode erteilte. Der Markgraf griff „gierig“ diesen Rat auf. Aber „man mußte neuerdings die Polster der purpurnen Göttin drücken“. Inzwischen gab der Markgraf den Jesuiten auf eigene Faust die *ehemalige Kanzlei, das fürstliche Bad, die Münze und einige Gärten*. Darin haben wir die ersten Ergebnisse der Fundation des Kollegs zu erblicken (1640).

Auf der Suche nach Geld zeigte man wenig Skrupel. Zufällig schwatzte der fürstliche Statthalter, der Baron von Stauffenberg, „als er infolge des Weins in fröhlicher Stimmung war“ und sagte dabei, daß irgendwo ein „namhafter Bissen“ sei. Der P. Superior

fragte, „wie groß der Bissen sei und wo er liege“. Darauf gab der Herr keine Antwort. „So mußte man also die Eiche in anderer Weise ausgraben.“

Am nächsten Tag hatte der P. Superior eine Unterredung mit dem fürstlichen Rate Matern Eschbach. Er fragte diesen, „wie es mit dem neuen Bissen sei, den nach der Meinung des Statthalters die Jesuiten wieder verschlingen könnten“. Die Antwort genügte. „Ein Spalt war damit gefunden; nach längeren Nachforschungen wußte der P. Superior alles.“

So wurde die Foundation nach und nach erreicht. Schließlich konnten auch die Kammer und die Erben seiner Hoheit etwas daran geben. „Es liege bei ihnen, daß sie, wenn der Fiskus ein paar Haare verliere, durch einfaches Leben dafür sorgten, daß sie ihm wieder nachwüchsen“.

Am 23. Mai 1642 wurde von dem Fürsten die Foundations-Urkunde unterschrieben und nach Rom geschickt. Indessen ließ der Fürst die Häuser, die mit dem Block zusammenhingen, auf seine Kosten aufkaufen.

Das Kolleg

Die bereits erwähnten Häuser zum Kolleg übermachte Markgraf Wilhelm den Jesuiten in einer Urkunde, die das Datum „Ettlingen, am 17. Januar 1640“ trägt. Diese Urkunde befindet sich im Generallandesarchiv zu Karlsruhe. Darin lesen wir, daß er in „nächstkünftiger Gelegenheit die Kirche sambt Collegio aufbauen“ will. Es ist also klar, daß der Hauptbau nicht schon im Jahre 1632 entstanden ist. Wir werden sehen, daß es sogar noch über vier Jahrzehnte dauerte, bis er in Angriff genommen wurde.

In der Urkunde sind die einzelnen Häuser genauer präzisiert: „unsere Behausung, den *Freyhof* genannt, oben auf dem Markt, unten auf die 5 Häuser, so im Badgäßlein liegen, stoßend, zu einer Seite den Metzgerberg hinab ziehend, anderseits den Cantzley-Berg hinab, bis anermelte Häuser in der Badgassen; sodann noch eine unten am Freyhof gelegene Behausung, die wir von unserem Secretario Conrad Blumeneker aberkauft, an Peter Stechers Wittibin Haus stoßend; weil wir aber ferner auch ein Gymnasium zu erbauen gesinnt sein, als übergehen wir ebenmäßig der Sozietät unser gegen dem Freyhof übergelegenes Haus, oben an den Cantzley-Berg, unten auf die Gaß an der Landvogtey stoßend, zu einer Seite an die Sonnenstaffel, anderseits unseres Rats und Obervogts zu Stalhöfen Johann Jakob Datten von Dieffenau reichend“.

Aus diesen Angaben können wir den Umfang und die Topographie des gesamten Komplexes ziemlich genau bestimmen. Nach Merians bekannter Topographie aus dem Jahre 1643 lag

der „Freidhof“ genau an der Stelle des heutigen Rathauses. Darunter befinden sich die erwähnten fünf Häuser. Als „Cantzley“ ist darauf zwar das Gebäude am oberen Tor genannt — bei den Burgstaffeln sehen wir heute noch neben Ueberresten der alten Stadtmauer Teile davon —, doch erinnern wir uns, daß vorhin von der „ehemaligen“ Cantzley die Rede war. Da Merian seine Topographie etwa um die gleiche Zeit gefertigt hat, muß es sich also bei dem Cantzley-Berg um den Teil handeln, der zwischen den heutigen Jesuiten- und Sonnenstaffeln liegt. Als „Metzgerberg“ oder „Metzelberg“ wurde damals der Teil zwischen Rathaus und Baldreit bezeichnet, das „Badgäßlein“ ist wohl die heutige „Büttengasse“. Aus dem früher erwähnten „fürstlichen Bad“ ist die Kirche und aus dieser der „Darmstädter Hof“ hervorgegangen.

Im gleichen Jahr, als der Markgraf die Fundations-Urkunde unterzeichnet hatte (1642), beauftragte er einen Straßburger Architekten, „einen Plan zu entwerfen, nicht bloß vom Umbau der Kirche, sondern auch von dem College und dem Gymnasium.“

Aber der Dreißigjährige Krieg war noch nicht zu Ende. Am 31. August brach Oysonville in die Markgrafschaft ein, „die Straßburger spielten mit ihm unter einer Decke“. Die Stadt wurde geplündert. 1643 kam Guébriant, der Führer der vereinigten weimarischen Truppen, der noch ärger hauste. Die alte Kirche wurde sofort in einen Pferdestall verwandelt. Die Patres wurden böse mißhandelt, „selbst die Hosen wurden ihnen ausgezogen und geraubt“. 1644 zog der Herzog von Enghien durch die Stadt und überließ sie seinen Regimentern drei Wochen lang zur Plünderung.

Von 1645—1669 lesen wir in der „Chronik“ überhaupt nichts von den Bauplänen der Jesuiten. Sie waren meist in den anderen Städten der Markgrafschaft tätig. Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges waren schwer zu tragen.

Erst 1670, als eine Ecke der Kirche dem Einsturz nahe war, dachte der Fürst daran, den Bau einer neuen Kirche ins Auge zu fassen. Davon nachher noch genaueres.

Im Jahre 1674, als die Kirche fertig war, dachte der P. Rector an den *Neubau des Kollegs*. „Er gab also die Idee an und ließ die Pläne anfertigen; die Patres des Kollegs und der P. Provinzial billigten sie; so wurden sie zur Genehmigung nach Rom geschickt. Der P. General prüfte sie und gab seine Zustimmung.“ Am 17. April 1674 wurde die Grundsteinlegung vorgenommen.

Es handelt sich jedoch noch immer nicht um den oberen Hauptbau. Der „Neubau in drei Stockwerken, 140 Fuß lang“, war als Anschlußbau an die Kirche gedacht und erstreckte sich auf der Seite der Rathausstaffeln zum Marktplatz, 1676 lesen wir: „Endlich wurde der Teil unseres neuen Hauses, der an die Kirche angebaut ist und im Jahre 1674 im Rohbau vollendet

war, bedeckt, die Innenwände eingezogen, und so in diesem Jahre endlich fertiggestellt, so daß er bezogen werden kann."

Ein Jahr später endlich, 1677, lesen wir: „Am 12. Mai war die Grundsteinlegung des neuen Kolleg-Gebäudes am Markte, wo der Eingang zum Kolleg ist. Zehn Tage später starb der Fürst, der sein Werk nicht mehr vollendet sehen konnte."

Die Frage nach dem Architekten läßt sich nach der „Chronik" eindeutig beantworten: Es ist der Italiener Tomaso Comacio, der auch die neue Kirche gebaut hat. 1679 lesen wir: „Nachdem jüngst der Friede zwischen dem allerchristlichen König und Seiner Majestät dem Kaiser abgeschlossen war, begann man auch den für einige Zeit unterbrochenen Neubau des Kollegs wieder aufzunehmen. . . . Der Architekt Tomaso Comacio war aber neulich gestorben und in unserer Kirche beigesetzt worden; auf den Rat seiner Witwe wurde Pietro Rahpada herbeigerufen, der unter denselben Bedingungen den Bau fortsetzen sollte."

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Pläne von Comacio stammen und daß Rahpada den Bau in seinem Geiste vollendet hat. Das würde auch erklären, daß in so später Zeit noch im Stile der Renaissance gebaut wurde: Comacio, von der Renaissance herkommend, war ein alter Mann, als er den Bau in Angriff nahm.

Zehn Jahre später, 1689, ist das *Schicksalsjahr der Stadt*: sie wird in Schutt und Asche gelegt. Gerade den Jesuiten verdanken wir einen lebendig geschriebenen Augenzeugenbericht. Wenn sie freilich mit Bezug auf das Kolleg schreiben: „Von unserem neuen, so prächtig erbauten Kollegiumsgebäude ist kaum noch etwas aus Holz vorhanden", so dürfte hier der Schrecken stark gefärbt haben, was die dicken Mauern und Gewölbe, die erhalten sind, zur Genüge beweisen. Sie waren es ja auch, die den Irrtum mit dem Brand des Alten Schlosses verbreitet haben!

Erst im Jahre 1698 konnte mit der Wiederherstellung der Kirche und des Kollegs der Anfang gemacht werden. Die beiden Italiener Aegidius Rossi und Mazza, durch das Rastatter Schloß berühmt, schlossen mit den Jesuiten einen Vertrag ab. Aber der streitsüchtige Rossi machte sich auch hier bald unmöglich. Die Restaurierung nahm auch ohne ihn ihren glücklichen Fortgang.

Die Kirche

Wir haben gesehen, daß bereits im Jahre 1628 die Münze in eine Kapelle für die Jesuiten umgewandelt wurde. Die Ausstattung war im Anfang dürftig. 1637 erhielt sie eine Orgel. 1640 konnte der Chronist schon berichten: „Unsere Kirche war in einer Weise geschmückt, wie es Baden noch nie gesehen hatte." 1642 aber lesen wir: „Inzwischen ließ der Fürst, um die Erbauung des Volkes zu fördern, in unserer Kirche den Hochaltar durch einen neuen, sehr schönen ersetzen. Das Bild zeigt Mariae

Himmelfahrt; es ist nach belgischer Art in Helldunkel gezeichnet und kostete über 300 Gulden.

Im Jahre 1670 sollte endlich die baufällig gewordene Kapelle durch eine neue, schöne Kirche ersetzt werden. Man erwog, sie am Markte zu erbauen, so daß ihr Eingang der Stiftskirche gegenüber gelegen wäre, doch entschloß man sich, sie an den Fuß des Hügels zu legen, was eine ganze Reihe Vorteile hatte. Am 9. Dezember wurde mit der Niederreißung der Gebäulichkeiten begonnen, die am Fuße des Gartens lagen. Zwei weitere Gebäude mußten für den Plan noch auf Abbruch mit hinzuerworben werden.

Am 29. April 1671 fand die feierliche Legung des Grundsteines statt. 1673 war der Bau vollendet. Die Chronik dieses Jahres zählt zahlreiche Stifter auf.

Hier erfahren wir auch zum erstenmal etwas vom Baumeister und von den Baukosten:

„Ausführender Architekt des Baues war Tomaso *Comacio* aus Rocaredo im Mesocco-Tale (nordöstlich von Bellinzona); sein Mitarbeiter während seiner Abwesenheit war sein Schwager, den sie auch den Palero (Palier) nennen, Domenico *Galone*, aus derselben Stadt; als Maurer haben sie nur Landsleute verwendet.

An Kosten wurden bezahlt:

nur an die Handwerker	Gulden 12 226
nur für Baumaterialien	Gulden 5 057
Wein, Frucht und Fuhren schätzungsweise mindestens	Gulden 5 000

Der ganze Bau mit allem Zubehör kam also auf Gulden 22 283

Ueber Tomaso *Comacio* schreibt das Allg. Lexikon der Bildenden Künste: „Architekt aus Roveredo (Tessin), 1679, beendigte 1673 den Bau des Hofes im Kloster Zwiefalten. Von ihm Pläne der Kirche zu Obermarchtal und wahrscheinlich auch der Barockumbau des Schlosses Zabern; letzteres wurde aber 1779 durch Feuer zerstört. *Comacio* hat auch in den Klöstern zu Rheinau und Weingarten gearbeitet. Er erbaute auch nach seiner Rückkehr aus Deutschland das schöne, jetzt der Familie Chicherio aus Bellinzona gehörige Familienhaus in s. Giulio bei Roveredo.“

Dazu bemerkt schon der Herausgeber der Chronik, daß die Angaben ungenau sind. *Comacio* ist nicht in Roveredo im Tessin geboren, sondern in Rocaredo im schweizerischen Misox, nordöstlich von Bellinzona. Ebenso wenig kann von einer dauernden Rückkehr aus Deutschland gesprochen werden, da es feststeht, daß er in Baden-Baden gestorben ist und in der Jesuitenkirche beerdigt wurde.

Im Schicksalsjahr 1689 wurde auch die Kirche zerstört. Der Hochaltar war jedoch unversehrt geblieben. 1700 wurde der Chor

restauriert. Am Feste des hl. Franz Xaver konnte zum erstenmal darin wieder Gottesdienst abgehalten werden. 1704 erhielt der Turm zwei Glocken. 1713 wurden die Bänke erneuert und eine Orgel eingerichtet. 1715 wurde ein Bamberger Künstler herbeigeführt, der den Altar des hl. Franz Xaver aus Kunstmarmor fertigte. Der Bildhauer Michael Bisinger hatte die Kapitäle und Genien mit dem übrigen Beiwerk fertiggestellt, ein Schwabe aus Gmünd versah sie mit Gold und Farben. Ein Wormser Künstler fertigte das Mittelbild des Hauptaltars, das den Wundertäter in seinem Sterben darstellte.

Ueber Lage und Aussehen von Kolleg und Kirche vor und nach dem großen Brand geben uns zwei „Prospekte“ des 17. Jahrhunderts Aufschluß. Im ersten Falle handelt es sich um ein Gemälde eines Niederländers, das im Neuen Schloß hängt und das von Rott für das Jahr 1667 datiert wurde. Hier muß allerdings ein Irrtum von einigen Jahren vorliegen, da damals die Kirche nach der Chronik noch nicht bestanden hat, auf dem Gemälde aber unverkennbar ist. Im zweiten Falle handelt es sich um eine Topographie, die Schöpflins „Historia Zaringo Badensis“ (1764) beigelegt ist.

Danach lag das Kolleg nach der Südwestseite offen und trug in der Mitte einen kleinen Turm. Die Kirche erstreckte sich in südwestlicher Richtung, hatte eine ruhige Fassade mit barockem Giebel, auf dem ein Heiliger stand. Der barocke Zwiebelturm erhob sich über dem Chor, der mit dem Kolleg innerlich und äußerlich verbunden war. Nach dem Brand erhielt der Giebel eine stärkere Rundung bzw. Ovalisierung.

Stilgeschichtlich würde man die Kirche nach dem Kolleg auf dem Marktplatz datieren, zumal Comacio, seinen übrigen Arbeiten nach zu urteilen, Barockarchitekt war, wenngleich er von der Renaissance herkam. Da jedoch die Linien zwischen Spätrenaissance und Frühbarock sich überschneiden, ist der Widerspruch nur ein scheinbarer und jedenfalls unerheblicher.

Ueber die Kirche schreibt Klüber in „Baden bei Rastatt“ 1810:

„Die ehemalige *Jesuitenkirche* ist ein ansehnliches und solides Gebäude, nur etwas düster und dumpf, auch in der inneren Verzierung nicht musterhaft. Unter ihr befindet sich ein Totengewölbe, die Grabstätte der Jesuiten, deren Särge in Reihen stehen; auch die Eingeweide des Erbprinzen Ferdinand Maximilians von Baden werden hier aufbewahrt.“

Wenn wir uns heute eine Vorstellung von der Lage der Kirche machen wollen, so denken wir uns den Eingang etwa bei der Treppe zum früheren „Darmstädter Hof“. Das Halbrund auf der Rückseite (Stadtkasse), das noch in seinem dicken Mauerwerk vorhanden ist, wäre dann der ehemalige Chor.

Die Schule

Die Schule, die von den Jesuiten eingerichtet wurde, ist in der Chronik bereits 1626 zum erstenmal erwähnt: „Unsere Schulen blühen auf, da die Jungen gut talentiert sind; sie beschränkt sich vorerst allerdings auf die Grammatik.“

In seinem Brief vom 1. Oktober 1639 an den Papst erwähnt Markgraf Wilhelm auch die Schule: „Ferner sollten sie (die Jesuiten) in einem Gymnasium die liebe Jugend zugleich in der Frömmigkeit und in der Wissenschaft ausbilden, nämlich in der Grammatik, der Humanität, der Rhetorik und der Dialektik.“

In der Stiftungsurkunde des Markgrafen lesen wir, „daß im Collegio Professores bestellt werden, die Jugend in studiis Grammaticae Humanitatis und Rhetoricae der Societät löblichen Brauch und Institut nach zu unterweisen; wenn aber auch die lectiones casuum conscientiae und Dialecticae darzukommen mögten, würde unss es umb so viel lieber, wie dann alle andern der Societät gewöhnliche und dem gemeinen Wesen wohlgedeyliche Uebungen sehr angenehm seyn.“

Im Jahre 1641 erfahren wir dann, daß man, um der Verwilderung entgegenzuwirken, dem Gymnasium wieder eine Elementarschule angefügt habe, wie eine solche vor dem Schwedenkrieg bestanden hat. „Was an Jugend noch da war“, heißt es später, „beriefen wir wieder zum Unterrichte an unserem Gymnasium; es war nunmehr ein wirkliches Gymnasium im eigentlichen Sinne, denn auch die Söhne der ersten Bürger hatten weder Schuhe noch Kleider; sie erschienen nur in zerrissenen Fetzen.“ Das war ein kleines Wortspiel: *gymnos* bedeutet im Griechischen bekanntlich „nackt“. Man kann sich also die Verelendung und Verwahrlosung durch den Krieg lebhaft vorstellen!

Im Jahre 1653 lesen wir dann: „Um diese Zeit wurde die Trivialschule, die neu ins Leben gerufene Vorschule für unser Gymnasium, in ein eigenes, geeignetes Haus verlegt, das auch als Wohnung des Lehrers dient.“ Anschließend ist öfters von Theaterstücken die Rede, die von der Schuljugend zur allgemeinen Erbauung aufgeführt wurden. 1666 waren vier Magistri tätig, die Unterricht in Rhetorik, Humanität, Syntax und Grammatik erteilten.

Vor dem großen Brand lesen wir wenig von der Schule. Erst 1701 finden wir einen Abschnitt von Interesse:

„In diesem Jahre wurden auf Befehl und auf Kosten des Markgrafen die Schule neu aufgebaut; der Bau begann im zeitigen Frühjahr; er wurde so rasch fertiggemacht, daß bereits an Martini zum ersten Male wieder nach dem Kriege mit der Logikklasse begonnen werden konnte: P. Melchior Nickel erteilte sie. Da das Grundstück, auf welchem die Schule erbaut wurde, von dem Stifter dem Kolleg zugeschrieben worden war, wehrten wir uns dagegen, daß die Kellergewölbe niedergelegt

wurden; bald danach haben wir diesen Keller auf unsere Kosten so erweitert, daß nunmehr das ganze Grundstück unterkellert ist."

Im Jahre 1726 ist bereits von der Baufälligkeit des Schulgebäudes die Rede. Die Ausbesserungen wurden vorgenommen, doch erklärte 1723 der Markgraf, daß er die Kosten nur für dieses Mal übernommen habe. „Daraus entsteht für die Schule eine Schwierigkeit, ob wir sie noch erhalten können." Im Jahre 1764 ist von einer neuen Instandsetzung der Schule die Rede. Es sollte aber alles ohne Hast durchgeführt werden. Das war wiederum auf die Finanzschwierigkeiten zurückzuführen. 1765 werden die öffentlichen Prüfungen der Gymnasiasten „ehrend erwähnt".

Am 21. Juli 1773 hob Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden auf. Damit verfiel die Jesuitenschule der Auflösung. Markgraf Carl Friedrich gründete 1775 das neue Gymnasium, das bis zur Neubenennung der Badischen Gelehrtenschulen den Namen Lyceum trug. 1808 wurde das Lyceum von Baden nach Rastatt verlegt in das von den Piaristen verlassene Gebäude. 1809 wurde in Baden ein Pädagogium eröffnet, aus dem 1876 das Gymnasium hervorging.

Von der Bedeutung des Instituts sagt Aloys Schreiber in „Baden im Großherzogtum" (1811): „Die schöne, reiche Natur von Baden mußte auf die Bildungsanstalt wohlthätig wirken, auch war hier unter den Schülern Neigung für Botanik und Mineralogie sichtbar vorherrschend. Zwei Zöglinge der Badener Schule, Dr. Gall und Professor Oken können, statt vieler, als Beispiele gelten."

Dr. Gall war jener berühmte Schöpfer der Phrenologie Franz Joseph Gall (1758—1868), der in Tiefenbronn bei Pforzheim geboren war. Professor Oken, jener romantische Naturphilosoph Lorenz Oken (1779—1851), der aus Bohlsbach bei Offenburg stammte. Wir können auch Aloys Schreiber (1763—1841), den Heidelberger Romantiker, selbst dazu rechnen, der bei Bühl geboren wurde und später als Lehrer hier tätig war.

Das Schulgebäude der Jesuiten liegt heute noch dem Rathaus gegenüber. In der Urkunde vom 11. Juli 1627 wurde ihnen für den Zweck der Unterrichtung das Haus zugewiesen, „darinnen sich der Münzmeister anjetzo verhalt". Bei Johann Ludwig Klüber in „Baden bei Rastatt" (1810) lesen wir: „Dem Collegium gegenüber hatten die Jesuiten ein eigenes Schulgebäude und ein Seminarium errichtet. Das letzte Gebäude ist jetzt noch (1809) der Sitz des Oberamtes".

Das Conversationshaus

In den Jahren, als die Jesuiten endgültig verschwanden und das Lyceum nach Rastatt verlegt wurde, nahm das Bad einen

bemerkenswerten Aufschwung. Carl Friedrich baute es zu seiner Sommer-Residenz aus und beauftragte seinen Karlsruher Baumeister Friedrich Weinbrenner zu einer grundlegenden Neugestaltung der Stadt Baden.

Weinbrenners Pläne kreisten in der Hauptsache um den alten Mittelpunkt der Stadt; er hatte die Vorstellung der CIVITAS AURELIA AQUENSIS. So zeigen auch seine Pläne und Bauten für den Florentinerberg diese antike Baugesinnung.

Der neue Aufschwung und Fremdenzustrom machte ein neues *Conversationshaus* dringend notwendig. Da sich das Kurleben um die Ursprungsquelle und die Bäder abspielen mußte, lag nahe, das verwaiste ehemalige Jesuitenkollegium zum *Conversationshaus* umzubauen. Als Baukomplex war es zudem repräsentativ. Freilich hätte Weinbrenner lieber nach eigenen Plänen jenseits der Oos gebaut, wie es später doch geschah. Zunächst war jedoch daran nicht zu denken.

Er ließ den Hauptkomplex am Marktplatz ziemlich unverändert, wenigstens äußerlich. Seitlich baute er ein viertes Stockwerk auf und richtete Unterkunftsräume für die Kurgäste ein. Es wurden Gesellschafts- und Spielsäle erstellt. Ähnlich wie beim „Badischen Hof“ — dem ehemaligen Kapuzinerkloster — nahm er auch hier wenig Rücksicht auf die religiöse Vergangenheit des Baues.

Durch Vertrag vom 7. Oktober 1810 wurde das Kollegium für 20 000 Gulden an den Kreisdirektor Joseph von Lassolaye verkauft. Nach Weinbrenners Plan wurde durch Zimmermeister Barth und Baumeister Wagner 1811—1812 nicht nur das Kolleg für Vergnügungszwecke eingerichtet, vielmehr auch die Kirche, die für Baderäume und Kaffeehaus umgebaut wurde und in deren Chor Speisesaal und Bücherei eingerichtet wurden.

Kurz vorher hatte noch Aloys Schreiber über die Jesuitenkirche geschrieben: „Erst hatte man den Plan, diese Kirche in eine Fleischerhalle umzugestalten, jetzt — in Ställe und Remisen. Man sollte es nicht tun. Besser noch würde eine Getreidehalle daraus gemacht, welche in Baden fehlt. Wer mich hier belächeln will, den bedaure ich.“ Man muß sagen, daß dieser Zweck immerhin noch sympathischer und angenehmer gewesen wäre.

Der Hof wurde in einen Garten im englischen Stil umgewandelt, wovon wir heute noch einige Ueberreste vorfinden.

Es gibt aus dem Jahre 1823 zwei Pläne des Karlsruher Architekten Berckmüller, welche die Ueberschrift tragen: „Grund- und Aufriß des vormaligen *Jesuitenkollegiums* und nachherigen *Conversationshauses* in Baden, wie solches in seinem gegenwärtigen Zustand von Sr. K. H. dem Großherzog den Unterzeichneten nebst einer Real-, Bad- und Wirtschaftsgerechtigkeit samt bürgerlichen Rechten übergeben und in Pacht oder Eigentum

ausgeboten". Unterschrift: „Carlsruhe, den 18. August 1823. Berckmüller und Holb."

Freiherr von Lassolaye war am 22. März 1822 in Rastatt gestorben. Außerdem war das neue Conversationshaus Weinbrenners der Vollendung nahe. Beide Tatsachen mögen Anlaß dazu gewesen sein, die beiden Risse herzustellen.

Der Grundriß gibt uns eine gute Vorstellung davon, wie das Conversationshaus ausgesehen hat. „Links von der Einfahrt befand sich die Wohnung des Restaurateurs mit fünf Piecen, rechts der Caffeesaal, durch Communicationsgänge verbunden, anschließend Speisesäle, Vorratzzimmer, Küche etc. Durch eine Treppe (die schon von den Jesuiten angelegt war) gelangte man in die Wohn- und Speisekabinette, die sich im ehemaligen Kirchenchor befanden. Die Gartenanlage war für den engen Raum recht beträchtlich. Die Gesellschafts- und Spielräume befanden sich in den oberen Stockwerken."

Der Aufriß zeigt uns das mit vier Stockwerken versehene Gebäude von der Südwestseite mit dem davorliegenden Garten. Ein Eingang, der die unverkennbaren Stilmerkmale des weinbrennerischen Empire trägt, führt direkt in den unteren Teil der ehemaligen Kirche.

Ein gutes Jahrzehnt wurde hier getanzt und gespielt, wo einstmals zu Gottes Ehre gesungen und gebetet wurde! Der Pächter des Promenadenhauses, der Franzose Chevilly, hatte hier, trotz aller Proteste der Bevölkerung, seine Spieltische aufgestellt. Der Kontrast konnte sich nicht größer denken lassen. Und doch schrieb der wiederholt zitierte Aloys Schreiber zustimmend:

„Das ehemalige Jesuitenkollegium ist jetzt in ein Conversationshaus umgewandelt, woran es noch gebrach. Da die Kurgäste in den verschiedenen Gasthöfen und zum Teil auch in Privatwohnungen getrennt leben, so ward ein gemeinschaftlicher Vereinigungspunct lange schon gewünscht. Das Collegium scheint auch ganz dazu geeignet. Es liegt so ziemlich in der Mitte der Stadt, an der Neige des Schloßbergs und beherrscht die schöne Aussicht nach Lichtental hin. Ein geschmackvoll dekorierter Saal, 100 Fuß lang, 40 breit und fast ebenso hoch, ist zu gesellschaftlichen Unterhaltungen bestimmt. Eine Reihe Zimmer dient zu Spiel und Erfrischungen. Zwei Garten-Terrassen erheben sich ohngefähr 60 Fuß über die unten hinziehende Hauptstraße der Stadt. Hierher können sich die zurückziehen, welchen das Gewühl der Gesellschaft zu lästig wird, oder, die eine stillere, freundschaftliche Unterhaltung suchen."

Das Rathaus

Mit der Eröffnung des neuen Conversationshauses im Jahre 1824 hatte das alte, seiner Lage und seiner Repräsentation nach, seine Bedeutung verloren. Von 1824—1862 blieb es daher Privat-

haus. Der untere Teil wurde in ein Hotel, in den „Darmstädter Hof“ umgewandelt.

Inzwischen hatten die fünfziger und sechziger Jahre, das Second-Empire, einen neuen, unerhörten Aufschwung gebracht. Das Rathaus, von der Schloßstraße (Gewerbeschule) zum Markte (Marktplatz 8) bereits heruntergewandert, erwies sich zu Beginn der sechziger Jahre aus diesem Grunde als zu klein. Als daher Kaufmann August Gaus 1860 zum Bürgermeister gewählt worden war, richtete er seine weitausschauenden Pläne auf das verwaiste Kollegium. Er ließ es für amtliche Zwecke umbauen und übergab es im Jahre 1862 seiner neuen Bestimmung.

Mit August Gaus war nicht nur eine stattliche Erscheinung und charaktervolle Persönlichkeit an die Spitze der Stadt getreten, vielmehr noch eine schöpferische und gestaltende. Ueberall, wo die Stadt ihr Gesicht wandelte, griff er selbst fördernd ein. So änderte das Terrain zwischen Brüchel und Holzplatz seine ländlich-allzuländliche Physiognomie, er förderte den Bau der evangelischen Kirche, der englischen und der russischen, der großen Villen und Hotels. Die städtische Gasanstalt verdankt seiner Anregung ihre Entstehung. Für das Gebiet um die staatlichen Bäder entwarf er das sogenannte „Inselprojekt“.

Auch in kulturpolitischer Hinsicht ist er fördernd hervorgetreten. Bekannt sind seine Bemühungen um das Theater und das Festspielhaus Richard Wagners, das durch seine Initiative hier zuerst gegründet werden sollte.

Ein Jahr nach seinem Tode (1875) trat der Oberamtmann Albert Gönner aus Neustadt seinen Posten als Oberhaupt der Stadt an. Was Gaus in der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs getan hat, das führte Gönner in der Zeit des zweiten deutschen Kaiserreichs weiter. Auch er war eine kraftvolle Persönlichkeit, die fördernd und leitend in die Dinge der Stadt eingriff.

Unter Gönner wurde der zweite Umbau und die Renovation des Rathauses 1882 durchgeführt.

Hatte sich die Stadt unter Gaus vor allem in der Richtung nach Lichtental ausgedehnt, so wuchs unter Gönner das Terrain um den Beutig in die Stadtmitte herein. Noch immer war der Ort in ungehemmter Ausdehnung begriffen, der europäische Luxus formte auch in der bürgerlichen Sphäre sein Gesicht.

Dazu kommt die schon von Gaus angebahnte Richtung auf den Ausbau des Heilbades. Obwohl das Luxusbad nach Aufhebung der Spielbank entgegen aller düsteren Prophezeiungen weiterhin im Wachstum begriffen war, hatte das Aufhören des Spiels doch das Gute für sich, daß man sich wieder auf den natürlichen Reichtum, auf die Quelle und das Klima, besann und damit eine stabile Grundlage gegen alle späteren Krisen legte.

Wie gut diese Voraussicht sich bewährte, das zeigten gerade die schweren Erschütterungen, die Weltkrieg und Weltrevolu-

tion mit sich brachten. Gewiß erwies sich der Ueberfluß an Villen und Hotels als schwere Belastung für die Stadt, die glänzende Einrichtung der Bäder wirkte hier jedoch, wenn auch nicht ausgleichend, so doch mildernd.

In diesen katastrophalen Nachkriegsjahren tauchte das Projekt einer Neugründung der Spielbank auf. Wieder war es der inzwischen verstorbene Bürgermeister Elfner, der das Projekt förderte und zuletzt spruchreif machte. Wenn Baden-Baden unter anderen Bädern den Vorzug erhielt und die einzige deutsche Spielbank wieder eröffnen durfte, so war dies nicht zuletzt seiner rechtzeitigen und beharrlichen Initiative zuzuschreiben.

Es erübrigt sich, auf die Namen der zahlreichen Stadtoberhäupter und Stadträte hinzuweisen, die vor Gaus und nach Gönner sich Verdienste um die Belange der Stadt erworben haben. Das Rathaus erwies sich in allen Lagen als Repräsentant des Bürgertums und der Stadt, als ein Haus, das wirklich in allen Lagen — Rat wußte!

DAS JESUITENSCHLOESSCHEN

Burg . Schloß . Villa

Die Wachenburg

„Eine kleine Strecke von Nabscheuern“, so lesen wir bei Aloys Schreiber: ‚Baden im Großherzogtum‘ (1811), „auf einer Höhe, welche das Oostal beherrscht, liegt ein kleiner Landsitz, von Kastanien, Eichen und Weinreben umfassen, und am Fuße desselben, im Wiesental, ein Meierhof. Beide gehörten ehemals den Jesuiten. Die fünf Lehrer, welche den Unterricht an dem Gymnasium besorgten, durften, während der schönen Jahreszeit, zweimal die Woche, zu ihrer Erbauung hierhergehen, und auch ihre Schüler mit sich nehmen, was sehr häufig geschah. Jetzt ist diese reizende Villa Eigentum eines biedereren und vielseitig gebildeten Schweizers, welcher mit leiser Hand der Natur nachhalf, und ihr nicht Reize aufheften, sondern die hohe Schönheit derselben nur sichtbar machen wollte. Wer das Schweigen der Einsamkeit sucht im Dunkel der Waldnacht, der kann sich hier ungestört der Betrachtung ergeben, und der sich weiden will am Umblicke in die paradiesischen Gefilde, für den hat der Besitzer die überraschendsten Standpunkte ausgewählt . . .“

Als wir vor Jahren die große Rasenfläche zum erstenmal vom Schloßberg herab sahen, die sich hinter dem sogenannten ‚Jesuitenschloßchen‘ den Berg empor ausbreitet, einem hellen Teppich gleich, der über die dunkelgrünen Bäume gezogen wurde, da schien sie uns so nahe, daß wir sie hinter dem Bahnhof zu finden glaubten. Es war eine optische Täuschung, denn sie lag über dem Weiler ‚Scheuern‘, der sich fast auf halbem Weg nach Oos befindet.

Später haben wir sie doch entdeckt und sind auf dem Weg gegangen, der einem Kranze gleich um sie herumführt. Oben am Rande, in ihrer Mitte, umhütet von Bäumen, fanden wir einen entzückenden Pavillon, der einem chinesischen Teehäuschen glich und von dem aus man das ganze Tal von Baden überblickt.

Die Lage des Schlößchens auf halber Höhe des ausgehenden Fremersberges in der Mitte des Oostales läßt uns bereits vermuten, daß ursprünglich an dieser Stelle eine ‚Burg‘ gestanden hat. Tatsächlich finden wir sehr frühe die Namen ‚Wachenburg‘, ‚Wachenhofen‘, ‚Vorwacht auf der Wachenburg‘, worauf Maximilian Besler in der ‚Ortenau‘ hinweist. Dabei erscheint es allerdings als Widerspruch, wenn der Verfasser von einer ‚sehr frühen Bauernsiedlung‘ spricht. Die Namen beweisen vielmehr eindeutig, daß von hier eine Wacht erbaut wurde, eine ritterliche, keine bäuerliche Siedlung.

Die Auffassung erhält dadurch ihre Bestätigung, daß hier der Weg von der ‚Altenburg‘, jenseits des Fremersberges, östlich von Sinzheim, vorbeiführte. ‚Altenburg‘ und ‚Wachenburg‘ standen vermutlich im Zusammenhang miteinander. Sie beherrschten dieseits und jenseits des Fremersberges das Terrain.

Der Weg war bereits in der Kelten- und Römerzeit strategisch wichtig. Sollte er dies in der Germanenzeit nicht gewesen sein? Bei Gelegenheit des Umbaus, den die Jesuiten vornahmen (1690), wurde ein römischer Brunnenstein gefunden, den sie in die Fassade einmauerten. Die Römer hatten sich also an der alten Keltenstraße niedergelassen.

Die Keltenstraße war eine unter Trajanus später ausgebaute Bergstraße, die sich von Offenburg über Ettlingen hinaus erstreckte und die an der Wachenburg und Altenburg vorbeiführte. An die Kelten erinnern noch die Namen ‚Siregaß‘ und ‚Sirebrunnen‘ in Sinzheim. Die ‚dea Sirona‘ war eine keltische Heil- und Quellgöttin, die auch von den Römern verehrt wurde.

Da sich die Spuren uralter Keltensiedlungen in Ueberresten und Namen in unserer Gegend überall feststellen lassen, können wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß das ‚Jesuitenschlößchen‘ ursprünglich keltisch, dann römisch, dann germanisch war und daß es sich um eine *burgartige Anlage zum Zwecke der Ueberwachung der Bergstraße* handelte.

Auch der Name „Schlößchen“, der sich bereits in der Chronik der Jesuiten findet, legt den Schluß nahe, daß es sich um eine, wenn auch kleinere, burgartige Anlage handelt.

Das Jesuitenschlößchen

Ueber die Zeit, in der das „Schlößchen“ im Besitz der Jesuiten war, sind wir durch die „Mittelbadische Chronik“ für die Jahre 1622–1770 ausgezeichnet informiert.

Weg
oben
wir
aus-
den
den
ver-
den
rg.
ti-
er-
u-
e,

Zuletzt war es im Besitz des badischen Kanzlers Aschmann, dessen Witwe, Frau Maria Salome Aschmännin, geb. Welsinger, es den Jesuiten bereits am 26. September 1626 schenkte. Die gerichtliche Bestätigung erfolgte jedoch erst am 19. März 1629. Deshalb lesen wir erst in diesem Jahr in der „Chronik“: „Die Hauptsache aber war ein bedeutendes Haus mit Landgut in der Nähe der Stadt, das mindestens auf 8000 Gulden geschätzt wird. Eine vornehme Dame schenkte es der Gesellschaft in feierlicher Form und behielt sich nur auf Lebzeiten das Nutznießungsrecht vor.“

Die „Aschmännin“ lebte noch dreizehn Jahre. Deshalb lesen wir auch erst wieder im Jahre 1644 von dem Schloßchen, das nun ausdrücklich als „Schloß Wachenhofen“ bezeichnet wird. „Am 22. Februar kam das Kolleg in den Besitz des in der Nähe der Stadt gelegenen Schlosses Wachenhofen; die edle Frau Salome des vormaligen badischen Kanzlers Aschmann hatte dasselbe vor dreizehn Jahren unserer Gesellschaft geschenkt, sich aber dessen Nutznießung für ihre Lebenszeit vorbehalten. Allerdings hatten einige übelgesinnte Leute nicht ohne Erfolg versucht, sie von der Schenkung, welche in der feierlichsten Form vollzogen und vom Fürsten bestätigt war, wieder abzubringen; allein in ihrem Testamente hat sie die Schenkung bestätigt; sie starb in Freiburg im Breisgau in diesem Jahr.“

Die Chronik beschreibt den neuen Besitz als „nett und gesund“, das Gebäude als „schön und gut“. Eine Kapelle wird bereits erwähnt, doch handelt es sich hier wohl um eine Schloßkapelle. Ebenso ein Garten mit Obstbäumen, ein Kastanienwäldchen, einige Wiesen und ein Fischteich. „In der Nähe kaufte der Pater Rector in diesem Jahr noch einige Wiesen und Felder um etwa 330 Gulden.“

1678 war Kriegsjahr. Deshalb lesen wir: „Im Schlosse Welsinger oder Wachenhofen wurden die Oefen zusammengeschlagen, alle Türen aus den Angeln gehoben und zerschlagen.“

1689 bei der Niederbrennung der Stadt wurde auch hier Feuer gelgt: „dabei brannte auch ein Haus und der Hof unseres Schloßchens in (Oos-)Scheuern nieder. Es wäre auch um das Schloßchen selbst geschehen gewesen, wenn der Verwalter mit seinen Leuten nicht in aller Anstrengung das Feuer gelöscht hätte.“

1702 ging man an die Wiederherstellungsarbeiten. Die Truppen hatten hier wohl ein Quartier aufgeschlagen gehabt: „Die Kapelle im Schloßchen haben wir, nachdem dort ein Stall erbaut wurde, von Heu und Stroh gesäubert und für den Gottesdienst wieder hergerichtet, indem wir darin wieder die hl. Messe lesen; auf dem Gute in Scheuern haben wir den Hügel von den Ruinen des zerstörten Hauses gesäubert und zur Anpflanzung hergerichtet.“ In diesem Jahr sicherten sich die Jesuiten auch das

Vorkaufsrecht für das „Schleicherische Anwesen“, das zwischen dem Gute und dem Schloßchen lag. Ein Jahr später kauften sie ein Viertel Morgen Feld dazu.

1704 erfolgt ein Neubau und eine neuerliche Vergrößerung: „In Scheuern haben wir ein Landhaus erbaut mit Keller und einem Ofen zum Dörren von Obst; ebenso wurde dort der obere Fischteich vergrößert; danach haben wir einen Zaun vom Schloßchen aus dahin legen lassen; um ihn in gerader Linie durchführen zu können, haben wir mit der Stadt einen Vertrag abgeschlossen, in welchem sie uns auf beiden Seiten ein kleines Stück Boden abtrat, so daß keiner der beiden Schaden hatte; es wurden dann die Grenzsteine gesetzt. Den Teil des Waldes, welcher innerhalb des Zaunes zu liegen kam, haben wir ausgetrocknet und ausgebaut.

1724 ging ein Streit zu Ende, der seit 1716 anhängig war. In Scheuern hatten die Jesuiten die Pleickner-Güter hinzugekauft. Da diese nicht abgabefrei waren, ließen sie die Freiheit von anderen Gütern auf sie übertragen. Das war angeblich zu wenig. Endlich wurde der Streit zugunsten der Jesuiten entschieden.

1729 wütete ein schweres Unwetter. Es mußten überall Ausbesserungen vorgenommen werden: „für die Herstellung des Schloßchens (in Osscheuern) und der Kapelle daselbst waren 22 Gulden und 9 Kreuzer nötig.“

1754 war wieder Krieg. Die Güter der Jesuiten wurden nicht von der Plünderung und Zerstörung ausgenommen: „in unserem Hause vor der Stadt, in unserem Schloßchen und auf den Höfen in Scheuern und Ohs wurden die Kästen und Kisten erbrochen, der Inhalt gestohlen, die Fenster hinausgeschlagen, ein großer Teil des Weizens, alles Mehl und aller Hafer weggeführt.“ Zur Wiederherstellung bewilligte der Markgraf ein Jahr darauf das erforderliche Holz.

1765 scheint alles ziemlich verwahrlost zu sein. Man spürt das herannahende Ende: „Unser Schloßchen drohte auch einzustürzen. Die Ziegel und Hohlziegel waren vom Sturm heruntergerissen worden; so drang der Regen mit großer Macht ins Innere; es wurden die Wände angegriffen, die Decken zerstört, die Balken waren angefault; eine Restaurierung war dringend nötig; lange waren wir dazu gemahnt worden; Fremde hatten darauf aufmerksam gemacht; endlich wurde das Dach ausgebessert, neue Balken eingezogen und für unseren Gebrauch ein Zimmer hergerichtet.“

Damit ist der Bericht über das „Jesuitenschloßchen“ zu Ende.

Es fällt uns auf, daß das „Schloßchen“ immer gesondert erwähnt wird. Der ganze Besitz der Jesuiten in Scheuern war also wesentlich größer und umfaßte mehrere Baulichkeiten. Er erstreckte sich, wie wir im Eingang gesehen haben, auch zu dem

Meierhof, der im Tale liegt, und umfaßte einen großen Teil der oberen Wälder.

Auch die Schloßkapelle ist mit der Jesuitenkapelle „zur Heimsuchung der hl. Jungfrau“ nicht identisch, die neben dem Schlößchen erbaut wurde und von der wir heute noch Ueberreste finden.

Die Schweizerpilla

Als Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 den Jesuitenorden aufgehoben hatte, kämpften die Patres noch einige Jahre verzweiflungsvoll auf verlorenem Posten. 1780 mußten sie dann die Stadt verlassen und damit Kolleg und Schlößchen.

Zunächst ging das Ordensgut in die Hände des badischen Staates über. Dieser überwies es der katholischen Kirchenkommission. Von ihr erwarb 1807 ein Schweizer Edelmann aus Solothurn, ein Herr von Glutz, das Schlößchen samt Liegenschaften und ließ es wiederherstellen. Die Kapelle wurde später in ein Schweizerhaus umgewandelt.

Um diese Zeit gab Johann Ludwig Klüber in seiner „Beschreibung von Baden bei Rastatt“ (1810) eine stimmungsvolle Schilderung vom „Jesuiten-Schlößchen“ und seinen Ausblicken, aus dem hier einige Abschnitte mitgeteilt seien:

„Kaum hat man sich, weiter aufwärts, in einem Gütchen, zwischen dem ländlichen Schlößchen und Capellen, an einem Quellwasserstrahl ergötzt (über 20 Fuß hoch durchsticht er die Luft), so wird man, hundert Schritt weiter, durch eine Zaunöffnung überrascht von der Ansicht des alten und neuen Schlosses zu Baden. In dem Hintergrund des letzten zeigt sich, halb durch Bäume verdeckt, der Nonnenhof, dem Frauenkloster in Baden gehörig, unter ihm das Dach des Carlshofes.“

„Abermals aufwärts, durch einen dichten, erquickenden Eichenhain, hat das feine Gefühl des Besitzers, von ächtem Schweizersinn belebt, gebildet durch Studium und Reisen, den zweiten Ruhepunkt angedeutet, durch eine Laubnische, ungemein glücklich gewählt auf einem Absatz des Bergs. Wie schwillt hier der Busen, bei dem Anblick des Reichthums der weiten Talöffnung zwischen Nord und West. Sieh, über die wallenden Häupter des jungen Baumschlags, auf die üppigen Matten mit der schlängelnden Oos, auf das Dörfchen (Scheuern) mit der Drei Eichen Capelle hinab. Rechts über den Hartberg steigt, in weiter Ferne, hehr und hoch der Dom von Speyer majestätisch empor. Links sticht, jenseits der weiten Fläche des finsternen Hartwaldes, der Kirchthurm von Lauterburg tief in die Wolken. An der Grenze der ganzen weiten Talöffnung, bekleidet der Nebel in der Höhe die Vogesen. Näher droht, von der Kuppel des Rastatter Schlosses, der goldbedeckte Jupiter mit seinen Don-

nerkeilen, und dreifach blitzen die Strahlen der untergehenden Sonne aus dem Wasserspiegel des Rheins . . ."

In diesem emphatischen Stil wird Klüber nicht müde, die Schönheiten der verschiedenen Ausblicke zu beschreiben. Leider sagt er über das Schlößchen wenig, doch geht aus seiner Darstellung hervor, daß die Gesamtanlage des Schweizers eine ebenso großartige war wie die Aussicht von den einzelnen Punkten.

Klüber erwähnt auch einen Besuch des Großherzogs Carl Friedrich im Jahre 1808 und die Gastfreundschaft, die der Schweizer dem Landesherrn gewährte.

Um das Jahr 1842 ist der Besitzer gestorben. Da er kinderlos war, fiel das gesamte Anwesen an die katholische Kirchenkommission zurück. Es hat dann noch mehrfach seinen Besitzer gewechselt und wurde auch öfters umgebaut. Seine heutige Gestalt erhielt es im Jahre 1924. Eigentümer ist ein Fabrikant aus Berlin, Herr Paul Willmann.

Um die Lage und klassische Schönheit der Villa zu überschauen, wählt man am besten seinen Standort auf dem gegenüberliegenden Berg, in der Nähe der Quelle. Ein zweistöckiger Bau, mit einem Dreieck-Giebel überzogen, hebt sich in hellen, freudigen Farben von dem Grün der Wiesen und Wälder ab. Die große geschwungene Terrasse gliedert die Fassade. Eine Pergola stellt die Verbindung zwischen Villa und Dependance her, die versteckt hinter dem Grün liegt.

Von dem „Jesuitenschlößchen“ ist nicht viel mehr geblieben als der Name. Trotzdem glaubt man die Patres noch sinnend und meditierend hier zu finden. Der Lärm des Tales verliert sich in der schweigenden Einsamkeit des Waldes.

DAS SCHWEIZERHAUS IM WELTBAD

Zur Stilgeschichte des zweiten Kaiserreichs

Schwarzwalddhaus und Schweizerhaus

Wenn wir einen Gang entlang der Oos bis Lichtental machen und auf dem Rückweg in das Gunzenbach- oder Tiergartental einbiegen, oder durch die Yburgstraße am Quettig und Sauerberg vorüber bis zum Beutig und zur Kaiser-Wilhelm oder Werderstraße gehen, ja selbst über den Michaelsberg bis zum Bahnhof, so fällt uns besonders im Winter auf, wo das Grün der Bäume nicht alles schamhaft umschleiert, daß hier das „Schweizerhaus“ die Physiognomie der Landschaft bestimmt.

Man ist zunächst geneigt anzunehmen, daß es gegen Hundert dieser Schweizerhäuser gebe, und wenn man dann, erschreckt vor dieser rein gefühlsmäßigen Annahme, einmal anfängt, ganz nüchtern zu zählen, so wächst das Erstaunen zusehends, da man

bald entdeckt, daß die Zahl Hundert bei weitem zu niedrig angesetzt ist.

Wie kommt Baden-Baden, das doch zum Schwarzwald gehört und eigentlich eher zahlreiche Schwarzwaldhäuser haben könnte, zu dieser großen Zahl Schweizerhäuser? Haben sich in dem Weltbad, das durch seinen Zuzug der Fremden Stilmale aller Zeiten und Zonen aufweist, einstmals so viele Schweizer niedergelassen, die den Baustil ihrer Heimat mitgebracht haben?

Auf diese Frage werden wir nachher noch ausführlich zu antworten haben. Nur soviel sei von vornherein gesagt, daß es sich nicht um einen heimatlichen Stil, vielmehr um den Ausdruck einer romantischen Mode handelt, die noch keine hundert Jahre alt ist.

Baden-Baden hat natürlich auch seine Schwarzwaldhäuser, im Gunzenbachtal und da und dort auf den Hügeln. Schwedische Holzhäuser und norwegische Berghäuser mischen sich dazwischen. Der Bildhauer Reinhold Begas hat sich ein schwedisches Holzhaus gebaut, dessen Charakter sich von den umliegenden Schweizerhäusern durch seine nordische Schlichtheit abhebt.

Wenn wir die Schwarzwaldhäuser und Schweizerhäuser einander gegenüberstellen, so sehen wir sogleich den grundlegenden Unterschied auch bei diesen beiden Typen, die doch beide eigentlich alemannisch sind. Das Schwarzwaldhaus ist ein Talhaus, es schmiegt sich schützend an den Berg. Das Schweizerhaus ist ein Berghaus, es blickt frei und gelöst ins Weite. Man könnte auch vereinfachend sagen: das Schwarzwaldhaus ist ein Erdhaus, das Schweizerhaus ein Lufthaus. Der ganze Unterschied des Mittel- und Hochgebirgshauses kommt in den beiden Typen sichtbar und greifbar zum Ausdruck.

Schwer und massig wird das Schwarzwaldhaus herabgedrückt, Der Rundgiebel des Daches hängt wie schützende Flügel einer Henne über die Mauern herab. Die Fenster verkriechen sich. Die Balustrade, wenn sie überhaupt vorhanden ist, verbirgt sich ängstlich unter dem hängenden Dach. Es ist etwas wie Furcht vor Wind und Wetter, vor Schnee und Kälte.

Leicht und beschwingt erhebt sich das Schweizerhaus in die klare Luft des Hochgebirges. Der Dreieckgiebel beherrscht Fassade und Dach. Selbst die Dachluken sind gegiebelt. Die zahlreichen Fenster mit ihren farbigen Läden sind für das Licht geöffnet. Terrassen und Balkons führen in die freie Luft. Der dumpfen Mystik des Schwarzwaldbauern steht hier so etwas wie der Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang des Schweizers gegenüber.

Natürlich sprechen wir hier von den beiden Typen, wie sie zu dem Schwarzwald und zu den Alpen gehören. Der Vergleich

mit den Badener Schwarzwald- und Schweizerhäusern, die ja eine modische Angelegenheit darstellen, läßt die Unterscheidung keineswegs ungetrübt zu, obwohl sie vollkommen berechtigt erscheint.

Chalet und Dependance

Die Franzosen haben für das Schweizerhaus den Ausdruck „Chalet“, der eigentlich „Sennhütte“ bedeutet. Sennhütten in diesem wörtlichen Sinne sind freilich die Badener „Chalets“ keineswegs. Sie stellen meist „Dependancen“ zu den großen Villen (oder kleinen Schlössern!) dar, die von den Franzosen und Russen in Baden-Baden erbaut wurden.

Am Eingang des Gunzenbachtals erhebt sich die Villa Gagarine, von einem jener zahlreichen Russen erbaut, die sich in der Sommer-Metropole Europas während des vorigen Jahrhunderts etabliert haben. Daneben steht das Schweizerhaus als Dependance für Gesinde und Stallung. Es ist keineswegs klein — ein Beweis dafür, daß die „Hofhaltung“ des russischen Adels beträchtliche Ausmaße hatte. Eines der schönsten Schweizerhäuser befindet sich weiter hinten im gleichen Tal.

So ist es bei der Seelach des Grafen Chreptowitsch, beim Quettighof des Fürsten Labanoff, bei der Villa des Fürsten Menschikoff an der Lichtentaler Allee, bei dem Krippenhof des russischen Staatsrates Chrétien de Thal, bei Iwan Turgeniew im Tiergartental, bei dem Fürsten Mitschetzky im Gunzenbachtal.

Die zahlreichen Russen-Villen wurden alle im französischen Trianon-Stil erbaut und erhielten ihre Dependancen im Schweizerhaus-Stil. Aber auch die Franzosen selbst, die sich fest ansiedelten, bauten in der gleichen Art und Weise. Es sei nur an Maris Kalergis und Maxime Ducamp erinnert. Das Schweizerhaus der Herzogin von Hamilton gehörte ursprünglich zum Pavillon der Großherzogin Stephanie Beauharnais.

In manchen Fällen genügte das „Chalet“ allein: so bei Pauline Viardot — die sich allerdings eine „Kunsthalle“ in französischem Stil errichten ließ — und bei Feodora Hohenlohe-Langeburg, die sich ein repräsentables Schweizerhaus erbaute, das lange Zeit der Königin Victoria von England als Sommer-Residenz diente. Auch die Schweizerhäuser an der Oos vertraten die Stelle kleiner Villen. Das reizendste ist das des Malers Frommel.

Wir mögen nun durch die Yburgstraße gehen — auf deren Höhe das Gut Mariahalden des Deutsch-Amerikaners Hermann Sielcken mit Villa und Schweizerhäusern liegt —, durch die Fremersberg, Quettig, Winterhalter-, Friedrich-, Kaiser-Wilhelm-, Werderstraße, am Golf- und Korbmatpfelsen-Hotel vorbei, selbst bis zum Jesuitenschlößchen in Badenscheuern: — überall finden

wir neben den Villen, oft versteckt, oft freiliegend, das unvermeidliche „Chalet“.

Zahlreiche Schweizerhäuser sind inzwischen ein Opfer der Zeit geworden: so das „Chalet“ der Pauline Viardot, des Fürsten Labanoff, des Grünen Winkels (Hotel Bellevue) u. a. m. Andere sind durch Umbauten „entstellt“, was in manchen Fällen zu bedauern ist. Wieder andere sind sehr baufällig und harren auf Umbau oder Abbruch.

Man sollte sie allerdings nicht zerstören. Sie passen so vollkommen in die Landschaft, daß sie geradezu als ihr architektonischer Ausdruck angesehen werden können. Außerdem stellen sie zu einem überwiegenden Teil architektonische Kleinodien dar, mit kunstvollem Giebel- und Holzwerk verziert, daß sie schon deshalb verdienen, gehegt und gepflegt zu werden.

Und schließlich sind sie bei dem fast unvorstellbaren Stilgemisch des 19. Jahrhunderts, das sich uns in Baden-Baden auf Schritt und Tritt entgegenstellt, der einzige vorhandene einheitliche Stil-Ausdruck der Romantik.

Mode und Stil

Damit kommen wir zur Beantwortung der eingangs gestellten Frage.

Die Tatsache, daß die meisten Schweizerhäuser in den fünfziger und sechziger Jahren entstanden sind, die Tatsache ferner, daß sie als Dependancen zu den zahlreichen im französischen Schloß-Stil gebauten Villen gedient haben, drängt von selbst die Feststellung auf, daß sie zur Romantik des zweiten französischen Kaiserreichs gehören.

Die leicht beschwingte Grazie des Zeitalters der Krinoline, der Luxus und die Eleganz des Second-Empire, die Fröhlichkeit und Sorglosigkeit der Menschen — „Toujours gaillard et sans souci“ lautete ihre Maxime — kurz, die Kapricen und Kapriolen einer unbeschwerten Epoche finden in dem freien, grazilen, kapriziösen Stil des „Chalet“ ihren wahrhaft repräsentativen modischen Ausdruck.

Nicht dem schweizerischen Stil also, vielmehr den Launen einer französischen Mode verdankt das „Chalet“ in dem Mode- und Weltbad seine Entstehung. Die Kopierfreudigkeit der Romantik stürzte sich auf jedes dankbare Objekt, auch in der Architektur.

Daraus ist dann allerdings ein Schweizerhaus entstanden, das über die reine Zweckmäßigkeit weit hinausgreift in das Gebiet der Aesthetik.

Vergleichen wir einige der schönsten Schweizerhäuser miteinander, so finden wir die Einheit im Typus und die Mannigfaltigkeit in der tektonischen und ornamentalen Gestaltung.

Uebereinstimmend handelt es sich um zweistöckige Holzhäuser mit geradezu koketter Giebelung und Verzierung. Der Dachstock ist ausgebaut, so daß ziemlich viel Innenraum vorhanden ist. Zierliche Terrassen und Balkons sind fast immer vorhanden. Der Bau wirkt horizontal, wobei die Hauptfront einmal auf der Schmalseite, das andere Mal auf der Längsseite zu finden ist.

Bei manchen Häusern entdecken wir einen Mittelgiebel, bei anderen sind die beiden Flanken gegiebelt, wieder andere tragen an der Vorderseite drei Giebel oder auf allen vier Seiten einen. Dem ästhetischen Spiel der Giebelformen ist überhaupt keine Grenze gesetzt. Dadurch entsteht schon eine Mannigfaltigkeit in der Dachlinie, die in der Fassadenfläche kaum überboten werden kann.

Die Fassade ist mit Holz bedeckt und mit Holzleisten durchzogen oder mit einfachem Gebälk. Auch die Stützpfiler der Balkons und Terrassen, die vielfach den Eingang überdecken, bestehen aus einfachen Holzbalken. Manchmal ist die Holzfassade einer Staffage gleich über das steinerne Mauerwerk gehängt, eine reizende Kulissen-Spielerei, die uns klarmacht, daß zwischen Aufriß und Grundriß kaum eine Uebereinstimmung besteht.

Und endlich der Holzzierrat, der einer feinen Laubsägearbeit eher gleicht als einem malerischen Flächen-Spiel. Um die Dächer und Giebel, Fenster und Türen, Terrassen und Balkons laufen lustige und luftige Bänder mit ausgesägten Flächen und Kanten. Der ornamentale Stil ist dabei ganz verschieden, je nach der Nationalität des Erbauers. Manchmal sieht man auch ziemlich verschwiegene Gitterwerk, manchmal laufen die Balken unter dem Dreieckgiebel die Rund und die Quer und endigen mit gerundeten Zapfen.

Alles in allem haben wir eine ästhetische Spielform, die zwischen Mode und Stil eine glückliche Uebereinstimmung herstellt: das Schweizerhaus als architektonisches Kuriosum. Es ist, wie gesagt, die Leichtigkeit und Laune des zweiten Kaiserreichs, der epikuräische Genuß und die Unbeschwertheit des Lebens, die weltstädtische Eleganz verbunden mit ländlicher Idylle — *la vie champêtre*, wie es der große Schweizer genannt hat, der zugleich Franzose ist: Jean Jacques Rousseau.

SCHLOSS SEELACH IN LICHTENTAL

Oder: Glanz und Elend der russischen Kolonie

Die russische Kolonie

Wir standen auf der Schloßterrasse der „Seelach“ und schauten über das Tal der Oos hinweg auf die Vogesen. Die Malerin neben mir hatte mir allerlei aus der Geschichte des Hauses erzählt. Jetzt waren wir still und berauscht zugleich von der

Großartigkeit des Gemäldes, das sich vor unseren Blicken ausbreitete.

Die Abendröte überzog langsam den Himmel und beleuchtete die Umrisse der Landschaft, die harte Gegenständlichkeit der zahlreichen Bauten in farbige Flecken verwandelnd, bis auch dieses großartige Schauspiel der Natur hinweggewischt wurde von der Dämmerung des Abends. Zahllose Lichter flackerten da und dort, zuletzt blieben nur noch die Konturen der Berge, die sich im Tale wie im Winkel überschnitten. Die Malerei hatte sich in eine riesenhafte Architektur verwandelt, die groß und einfach den Horizont gestaltete.

Wie oft hatten wir schon von irgend einer Stelle aus gesagt: das ist der schönste Blick in Baden-Baden. Wer möchte sich unterfangen, die zahlreichen „schönsten Blicke“ überhaupt aufzuzählen und gegeneinander abzuwägen? Aber dieser ist es wirklich, sans phrase. Und zwar deshalb, weil man von hier das ganze Tal in seiner Länge und Breite überschaut, weil die Farben und Linien zueinander abgestimmt sind, weil Grenze und Grenzenlosigkeit sich zu einem irdisch-kosmischen Bilde einen.

Als die Landschaft unseren Blicken noch Einzelheiten darbot, richteten wir diese da und dort hin. Das schweigende Schloß in unserem Rücken hatte einige Augenblicke von seinem Erbauer geplaudert: von dem russischen Grafen Chreptowitsch, und damit die Richtung unseres Schauens und unserer Gedanken bestimmt.

Glanz und Elend der russischen Kolonie!

Da unten rechts lag der alte Lichtentaler Friedhof. Auf ihm finden wir nicht nur das Grab des Erbauers und seiner Gattin, wir entdecken auch zahlreiche Russengräber, die in ihren dumpfen Tiefen den Glanz für ewig beschatten.

Und dann: Russkaja Zerkow, die Russische Kirche, in der noch hin und wieder der Pope die Messe zelebriert, die beinahe spukhaft im Glanz der Kerzen fahl und mild über die Gestalten huscht, die das Elend der Revolution hier zusammengeführt hat und zusammenhält.

Links von der Lichtentaler Allee, von der Kettenbrücke bis zur Schillerbrücke, vom Eingang des Gunzenbachtals bis zum Eingang des Tiergartentales, die Villen und Schweizerhäuser der Gagarines, Mitchetky, Lobanow, Menschikow, und in der Kaiser-Wilhelm-Straße, die Sternwarte Tereschtschenkos, eines reichen Russen, der in Petersburg einige Schlösser hatte. Am Augustaplatz die Villa Gagarine, in der sich heute die Bäder- und Kurverwaltung befindet. Hier wohnte der Fürst Wiasemsky, der ein ebenso kleiner Diplomat wie großer Spieler war.

Bei der protestantischen Kirche die „Villa des Roses“, in der der greise russische Staatskanzler, Fürst Gortschakow angeblich am Gifte starb und nicht weit davon die Stelle, an der bis vor

kurzem das Palais des Hospodaren Fürst Sturdza stand und an dessen Tod sich ebenfalls eine Skandalgeschichte spinnt. Zwei russische Kriminalromane aus den achtziger Jahren!

Auf dem Michaelsberg aber die klassisch schöne Rumänische Kapelle, die Fürst Sturdza als Grabmal seiner Familie erbauen ließ und in deren Innern manchmal, wie in der Russischen Kirche, die Messe stattfindet, nach griechischem Ritus.

Es gab bekanntlich auch einen „Russischen Hof“ und einen „Petersburger Hof“, deren Namen allein davon berichten, wie gerne die Russen das Tal der Oos aufgesucht haben.

Wer möchte alle die berühmten Häuser und Namen aufzählen, die den östlichen Glanz des vorigen Jahrhunderts ausmachen? Die Demidows, Galitzins, Wiasemskys, Mouchanows, Kantakuzenos, Guriews, Nesselrodes, Bariatinskys, Dolgorukys, Trubetzkys? Die Turgeniews, Dostojewskys, Tolstoys, Gogols, Gontscharows, Shukowskys? Turgeniews kleines Schloß träumt heute noch in der Höhe der Fremersbergstraße.

Schall und Rauch! Glanz und Elend!

Eine Anekdote berichtet, ein russischer Fürst habe einmal sein Haus von einem Ufer der Oos abbrechen und am anderen Ufer wieder aufbauen lassen. Wer möchte an der Wahrheit der Anekdote zweifeln? Der Reichtum der Russen war maß- und grenzenlos und ihre Einfälle waren sprach- und sinnlos!

Das Schloß in unserem Rücken reckt sich gespenstisch in den Himmel der Nacht. Die Melancholie des Sterbens liegt über seinen Mauern und Dächern. Es ist das Sterben des alten Rußland, des „Mütterchen Rußland“!

Jägerhaus und Schloß

Die „Seelach“ wird bereits in den geschichtlichen Werken am Eingang des 19. Jahrhunderts erwähnt. Damals ist allerdings nur von einem „Jägerhaus“ und einem „Belvedere“ die Rede.

Bei I. L. Klüber „Baden bei Rastatt“ (1810) lesen wir: „Mit Rebstöcken, Getreide und Kartoffeln ist selbst der Gipfel des Hügels fleißig angepflanzt. Häufig und in seltener Ueppigkeit wuchert daneben, auf dickem, hohem Stamm, das Besenkraut (Pfriemen, *Spartium scoparium*). Bei dem hier wohnenden Fürsten findet man schnelle, reichliche Bedienung und gute, ländliche Erfrischungen, Wein, Milch, Honig, Butter u. d. m. Es ist wirthbar gesorgt für Schattensitze, Scheibenschießen und Kegelschießen. Daher sammelt sich hier, nicht selten, frohsinnige Badewelt . . .“

Und später heißt es: „Einen Flintenschuß von seiner Wohnung, hat der Jäger, gegen Mittag, ein *Belvedere* sinnig erbaut.“

Aus den beiden Stellen ist zu entnehmen, daß sich hier oben eine Jagdkneipe — wohl das heutige Gasthaus „Seelach“ — und auf höchster Stelle — bei dem Schloß „Seelach“ — eine „Schöne

Aussicht" in ländlichem Stil befand. Die Kurgäste scheinen den Ausflug hierher schon damals geliebt zu haben.

Bei Aloys Schreiber: „Baden im Großherzogtum" (1811) lesen wir: „Vom Kloster Lichtental aufwärts, durch Oberbeuern führt der Weg nach dem Jägerhause oder auf die Seelach. An einem Fels, der eben jetzt aus der Erde zu wachsen scheint, und eine magere Fichte auf seiner Stirne trägt, geht man über den Haselbach und dann die Bergwindung hinan, bis zur freundlichen Försterwohnung. Die Aussicht ist reich und groß Eine Gesellschaft, die hier speisen will, findet im Försterhaus eine gute und billige Bewirthung." Ein Belvedere wird von Schreiber nicht erwähnt.

Ein Vierteljahrhundert später steht auf höchster Höhe bereits ein Landhaus, doch nicht genau an der Stelle des Schlosses. Es gehört dem preußischen Gesandten am badischen Hofe.

Bei W. v. Chezy „Rundgemälde von Baden-Baden" (1835) lesen wir: „Weithin durch das Thal in das Land hinaus und auf die Berge ringsum schaut von einem mäßigen Hügel hinter Lichtental ein von Gartenanlagen umgebenes Landhaus, die *Seelach*, Eigenthum des Herrn von Otterstädt, k. preußischen Geschäftsführers am badischen Hofe. Die Aussicht ist reich und überraschend, die ganze Anlage geschmanckvoll, aber der Weg hinauf ohne Schatten, und das etwas tiefer als das Herrenhaus liegende sogenannte Wirthshaus eine Kneipe . . ."

Bei H. Schreiber „Baden-Baden, die Stadt, ihre Heilquellen und Umgebung" (1840) lesen wir endlich: „Nicht weit oberhalb des Klostergebäudes zieht sich jenseits des Baches ein Weg bergaufwärts, welcher zu der freundlichen Villa des k. preußischen Gesandten am karlsruher Hofe, Freiherr von Otterstädt, führt. Früher stand hier ein einfaches Jägerhaus mit einer ländlichen Wirthschaft, welches der reizenden Aussicht wegen, die man von da genießt, seit langem bekannt und besucht war . . ."

Nach H. Schreiber mußte das Jägerhaus auf der Höhe gestanden haben. Dieser Schluß ergibt sich freilich aus den früheren Zitaten nicht. Der Verfasser hat das Jägerhaus vermutlich überhaupt nicht mehr gekannt. Jedenfalls ist der Freiherr von Otterstedt bereits anfangs der dreißiger Jahre in einer neuerbauten Villa. Neben der Villa erbaute er ein Oekonomiegebäude mit Ziehbrunnen.

Das heutige Schloß Seelach wurde 1868 durch einen Pariser Architekten im Louis Seize erbaut. Bauherr war der russische Graf Michail Irinejewitsch *Chreptowitsch* (geb. 1809 zu Riga, gest. 1892 zu Paris), Chevalier des Ordens de Russie, Grand Chambellan, wie die Grabinschrift auf dem Lichtentaler Friedhof berichtet. Seine Gattin war eine geborene Nesselrode, aus der Familie des berühmten russischen Staatskanzlers.

Der Baustil ist ein typisches Louis Seize des zweiten Kaiser-

reichs, d. h. also eine Nachahmung, vermischt mit gotischen und maurischen Stilelementen. Auch die Asymmetrie in der Anlage läßt auf einen Mischstil schließen. Die Balustrade sucht dann die Abweichungen im Grundriß auszugleichen.

Aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs stammt wohl auch die gesamte herrliche Gartenanlage. Die breite Auffahrt schließt im Rund einen Rasen ein; sie ist umsäumt mit Crimsenrampler. Die sogenannte „Pelouse“ links vom Schloß, ein kleines französisches Parterre, enthält ein Bassin mit Fontaine. Der übrige Gartenstil ist englisch. Ein kleiner Brunnen plätschert verträumt in der Stille.

Die Innenarchitektur ist ebenfalls im Louis Seize des zweiten Kaiserreichs gehalten. Heute fehlt freilich das ursprüngliche Ameublement, das sich teilweise im Hotel Stephanie wiederfindet. Der große Salon liegt inmitten des Baues.

Wechselvolle Schicksale

Das Schloß hat natürlich in der Zeit, als es der Graf Chreptowitsch bewohnte, zahlreiche Gesellschaften und hohe Besuche zu verzeichnen. Man liebte schon damals die herrliche Aussicht über den Rhein hinweg auf das riesenhafte Massiv der Vogesen.

Bekannt ist die Anekdote, die nach dem deutsch-französischen Krieg spielt. Chreptowitsch stand in diplomatischen Diensten des Zaren Alexander II. Der Zar war eines Tages gemeinsam mit Kaiser Wilhelm I. zu Gast.

„Graf, Sie haben ja eine herrliche Aussicht“, meinte der Kaiser.

„Majestät haben mir die Aussicht verdorben“, entgegnete Chreptowitsch, auf Elsaß-Lothringen anspielend. „Früher habe ich Frankreich und Deutschland gesehen, jetzt sehe ich nur noch Deutschland.“

Es existiert noch eine sogenannte „Hausapotheke“ des Grafen, ein kleiner Kübel aus ostindischen Hölzern mit einem Silberreifen, der von der Seite her geöffnet wurde. Diese „Hausapotheke“ war gefüllt mit „Medizinen“ aller Art, die zum Kopfe stiegen. Aus ihr mag sich mancher hohe Herr ein Heil- und Trostmittel entnommen haben!

Graf Chreptowitsch starb, wie gesagt, 1892 zu Paris. Er wurde neben seiner Gattin in Lichtental bestattet. Auf Erbwegen kam das Schloß in den Besitz des Fürsten Bariatinsky. Maria Bariatinsky, seine Gattin, war mit dem Grafen Chreptowitsch verwandt.

Von den Bariatinskys hat Camill Brenner das Schloß um 1906 erworben. Der ganze Besitz mit Garten und Waldungen betrug etwa 40 preußische Morgen (ein preuß. Morgen 25 Ar, ein bad. 36 Ar). Dafür sollte Brenner eine halbe Million bezahlen. Er gab schließlich mit Inventar 210.000 Mark. Im Innern nahm er

einige Umbauten vor, äußerlich ließ er jedoch das Schloß unverändert.

Er vermietete es zeitweise an den Prinzen Bariatinsky, einen angeblichen Sohn des erwähnten Fürsten, in Wahrheit aber des Zaren Alexander II. und der Jourejewskaja. Katharina Michailowna Jourejewskaja, Fürstin Dolgoruki war bekanntlich die Maitresse des Zaren, mit der er sich 1888, nach dem Tode seiner Gattin, vermählte. Die Jourejewskaja wohnte öfters im Palais Sturdza, in der Zeit, als auch dieses im Besitze Brenners war.

Das Schloß kam bald wieder in russische Hände. Graf Beleffsky, ein ehemaliger Offizier, besaß es bis zum Jahre 1913. Der Graf war ein Lebemann, der bald seine eineinhalb Millionen vertan hatte. Man konnte ihn täglich zu Pferd mit seiner Maitresse sehen, die in der Beutenmüllerstraße ihre Wohnung hatte.

Man erzählt sich, daß er, völlig verarmt, nach der Revolution nach Rußland zurückkehrte und heute in Tiflis als Uhrmacher sein Leben friste. Seine beiden Töchter seien in Paris. Die eine führe einen Modesalon, die andere ein Café. Schicksale, von Glanz und Elend geschrieben!

Während des Krieges stand das Schloß unter Zwangsverwaltung. Nach dem Kriege gelangte es in den Besitz des bekannten Großindustriellen Lindenberg aus Remscheid, der einige Jahre später bei Baden in der Schweiz abgestürzt ist. In Besitz der Familie blieb es bis 1929. Dann wurde es von dem amerikanischen Warenhaus-Unternehmer Sumner More Kirby erworben. 1933 gelangte es wieder in russische Hände. Sein Besitzer wurde André Tschoudinow, der allerdings seinen Plan nicht mehr verwirklichen konnte, es als Alterssitz zu beziehen.

So steht das Schloß verwaist und halb verwittert auf der Höhe, melancholisch über das weite Tal dahinträumend und von einem Glanze erzählend, dessen mattes Gold längst zum Ausdruck menschlichen Elends geworden ist.

EINE NEUE FAVORITE-NOVELLE

Im Zusammenhang mit den diesjährigen Favorite-Schloßkonzerten ist es angebracht, auf die vor kurzem im Verlag E. Brockhoff Nachf. Baden-Baden erschienene Novelle „*Geheimnisse um die Markgräfin Sibylle*“ von Alfred Pellon hinzuweisen. Diese in den sechziger Jahren in der „*Illustration de Bade*“ veröffentlichte Erzählung des französischen Romantikers Joseph Méry erregte damals so großes Interesse unter den Lesern, daß sich der Autor veranlaßt sah, noch andere süddeutsche Barockschlösser zum Schauplatz seiner Novellen zu wählen.

Méry weist darauf hin, daß er die Unterlagen zu seinem Stoff in den Akten des Rastatter Schlosses gefunden habe. Es kann sich also keineswegs um eine reine Erfindung handeln. Das Recht der phantasievollen Ausschmückung steht ihm natürlich als Dichter zu. Ihn reizt vor allen Dingen das Problem des see-

lischen Kontrastes, das sich im Gegensatz des Lustschlosses und der Einsiedelei sinnfällig aufzeigt. Dazu die seltsame Grabinschrift in der Schloßkirche zu Rastatt: „Betet für die arme Sünderin Augusta“, die schon zu allerlei Vermutungen Anlaß gegeben hat. Die Markgräfin steht zwischen zwei Liebhabern, dem Conte de Lille und dem Chevalier de Malta, die miteinander rivalisieren und sich schließlich duellieren. Durch eine unbedachtsame Aeußerung macht sie sich zur Mitschuldigen am Tode Odilias. Es bleibt ihr kein anderer Weg als den, diesen Mord zu sühnen und als reuige Büsserin in sich zu kehren.

Ein großer tragischer Vorwurf also, der die Abkehr von der Welt aus einem Schuld-Motiv erklärt. Méry, darin ein echter Romantiker, macht in einer Mischung von spielerischer Skepsis und düsterer Phantastik mehr einen Roman als eine Tragödie daraus. Das ist jedoch das gute Recht des Novellisten. Dazu kommt, daß er zwar die deutsche Romantik über alles liebt, aber doch in seinem Zynismus Franzose bleibt.

Alfred Pellon, der lothringische Dichter, der seit zwei Jahren in B. Baden wohnt und schon zahlreiche Uebersetzungen aus dem Französischen gemacht hat, beschränkte sich keineswegs darauf, die Novelle lediglich zu übertragen, er hat sie vielmehr neu gestaltet und mit den Ergebnissen der historischen Forschung in Uebereinstimmung gebracht. Wenn der bekannte Romanist der Münchener Universität, Karl Voffler, einmal zwischen „Uebersetzen“ und „Uebertragen“ grundsätzlich unterschieden hat, so kann man sagen, daß Pellon die Novelle tatsächlich übersetzt hat. Der Charme des französischen Originals ist in jeder Zeile spürbar, das Instrument der deutschen Sprache ist dazu verwendet, den Geist des französischen Dichters kongenial auszudrücken. Und gerade das ist es und nichts anderes, was Voffler gemeint hat!

EIN JUNGER BADENER MALER

Zur Atelier-Ausstellung von Hans Kuhn

Wer kennt nicht seit Jahrzehnten die stets geschmack- und sinnvollen Schaufenster des Hauses Kuhn? Gerade jetzt in den Dezember-Tagen können wir die poetische und malerische Fantasie einer — Künstlerin an den Fenstern der Lichtentaler Straße bewundern.

In der Lichtentaler Allee hat der Sohn dieses Hauses, der junge *Hans Kuhn*, eine Atelier-Schau arrangiert, die gewiß nichts mit der üppigen Schaufenster-Dekoration zu tun hat und die doch irgendwie hier ihren geistigen Ursprung hat. Es ist das *Künstlerische* schlechthin, das die Brücke schlägt. Im übrigen sollen hier keine Vergleiche gemacht werden.

Wenn man schon die Treppe zum Atelier emporsteigt, glaubt man sich eher in Rom als in Baden-Baden zu befinden. Das

Bildnis von Otto Flake freilich (das früher schon hier gezeigt wurde) zeigt in Haltung und Gebärde den ausgeprägt nordischen Typus. Es ist weniger von malerischer als hervorragend physiognomischer Charakteristik, was jeder bestätigen wird, der Flake während seines hiesigen Aufenthalts näher kennengelernt hat.

Im Raum sieht man dann in der Hauptsache Aquarelle aus Taormina und Baden-Baden, die reiche Ernte des nunmehr abgelaufenen Jahres. Ein Oelgemälde, das zerfallene griechische Theater in Taormina darstellend, führt uns am besten in die Betrachtungsart des Künstlers ein. Er denkt vor allem primär architektonisch und er stellt alles Nahe in einen großen Horizont, in dem es sich verliert, Meere, Berge und Himmel stellen den immer wiederkehrenden Hintergrund dar, was zwar der italienischen Landschaft entspricht, aber schließlich auch der Seele des Betrachters. Ich möchte von einer Art Heroisierung der Ferne sprechen. Alles wird groß und feierlich im unendlichen Raum.

Hans Kuhn kommt von der jung-italienischen Kunst her — vor einiger Zeit hat er über sie im Rundfunk einen Vortrag gehalten — die Gruppe der „Valori Plastici“ steht ihm persönlich nahe. Wie diese arbeitet er in den Vordergrund gerne mit dem Kontur, seine menschlichen Gestalten sind fest umgrenzt und plastisch betont. Die tektonische Mittelachse geht fast immer durch sie hindurch.

Man betrachte z. B. die Sizilianerin, die frontal breit in der Mitte einer Landschaft steht, die plastischen Werte stark herausgearbeitet, im Kontur fest umrissen. Von besonderem Reiz an diesem Bildnis ist noch das Weiß der Zähne, das sich im Ohrgehänge und Weiß der Augen zum Kreise schließt.

In Taormina hatte Kuhn auch Gelegenheit, den Filmschauspieler Wohlbrück zu porträtieren, der seit der „Maskerade“ zum vielbeschäftigten (zuviel-beschäftigten?) Liebling des Publikums geworden ist. Man verspürt allerdings, daß er in diesem Raum fremd ist, das Meer als Hintergrund zu seinem Profil will nicht passen, so charakteristisch er sonst erfaßt sein mag.

In allen Bildern Kuhns empfindet man das Denken, das neben oder hinter dem Schauen steht. Auf einem der Aquarelle beschäftigt er sich mit den Problemen der Kolloidal-Chemie, Magnolienknospen sind ihm zu Schlangenköpfen geworden.

Es erübrigt sich, auf andere Bilder einzugehen — die Badener Herbstbilder mögen nicht übersehen werden —; ein paar Hinweise sollen nur zum Besuch der Schau und als Fingerzeige zur Betrachtung dienen. Es ist notwendig, dabei von der Form und nicht von der Farbe auszugehen. Das formale Können ist bei der Jugendlichkeit Kuhns von erstaunlicher Reife und Ueberlegenheit. In der Farbe zeigt er noch große Entwicklungsmöglichkeiten.